



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 1 January 15, 1961

Köln: Bund-Verlag, January 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

lin, 15. Januar 1961 · 14. Jahrgang · Preis 30 Pfennig · G 1394 E

Comet Foto



Vor neuen Aufgaben

Von Willi Richter, Vorsitzender des DGB

Das hinter uns liegende Jahr hat uns auf wirtschaftlichem Gebiet eine gute Konjunktur gebracht. Der Zuwachs des vom ganzen Volk erarbeiteten Sozialprodukts hat aller Erwartungen übertroffen. Den Gewerkschaften ist es gelungen, für die Arbeiter, Angestellten und Beamten einen Anteil an diesem wirtschaftlichen Erfolg in Form höherer Löhne und Gehälter, kürzerer Arbeitszeit und eines längeren Tarifurlaubs zu erreichen. Sie haben diesen Fortschritt gegen den starken Widerstand der Unternehmer durchsetzen müssen. Dennoch sind alle diese Erfolge möglich geworden ohne Arbeitskämpfe und ohne, daß es zu außergewöhnlichen Spannungen im sozialen Leben unseres Volkes gekommen wäre.

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die Versuche der Bundesvereinigung zu Beginn des Jahres, das sogenannte Blessing-Gutachten in einem für die Arbeitnehmer nachteiligen Sinn anzuwenden.

Inzwischen hat sich wieder einmal mit aller Deutlichkeit bestätigt, daß die Forderungen der Gewerkschaften nicht nur berechtigt, sondern angesichts unseres Wirtschaftswachstums auch maßvoll waren. Denn auch 1960 waren die Unternehmer in der Lage, große Summen für den technischen Ausbau ihrer Betriebe durch Selbstfinanzierung zu investieren. Dieses Verhalten der Unternehmer hatte zur Folge, daß mögliche spürbare Preissenkungen nicht vorgenommen wurden. Dagegen verzeichneten die Unternehmer einen weiteren beachtlichen Vermögenszuwachs.

Die Arbeiter, Angestellten, Beamten und ihre Gewerkschaften haben für den technischen Ausbau immer Verständnis gezeigt, soweit dadurch die Voraussetzungen für einen Fortschritt auf allen Gebieten geschaffen werden. Sie sind jedoch nach wie vor der Ansicht, daß das gemeinsam erarbeitete Sozialprodukt und das wachsende Industrievermögen allen Beteiligten zugute kommen müssen. Das war in der Vergangenheit leider nur in unzureichendem Maße der Fall, ohne daß deshalb die Gewerkschaften gestreikt hätten.

Es ist deshalb für die Gewerkschaften unverständlich, daß nun der Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeit-

gebervverbände durch Gesetz den Zwang zu einer Schlichtung verlangt. Diese Forderung ist in keiner Weise begründet, sie gefährdet die Tarifautonomie und das Verantwortungsbewußtsein. Der DGB und seine Gewerkschaften warnen vor diesem Weg. Mit der Zwangsschlichtung würde der erste Schritt zu einer Entwicklung getan, die weder die Arbeitnehmer noch die Arbeitgeber oder gar der Bundestag und die Bundesregierung wünschen können. Der Deutsche Gewerkschaftsbund und die in ihm vereinten Gewerkschaften bestehen – im Bewußtsein ihrer Verantwortung – nach wie vor auf der vollen Tarifautonomie der Sozialparteien. Sie werden sich gegen jeden Versuch wehren, diese bewährte Form der Zusammenarbeit zu zerstören.

Der DGB und seine Gewerkschaften sind aber – trotz der unverständlichen Haltung der Arbeitgeber – nach wie vor zu Gesprächen bereit. Sie lehnen es allerdings ab, sich erneut mit den eigenartigen Rechenergebnissen des Industrieministeriums und mit seinen Vergleichen über Arbeitszeit, Löhne und Gehälter zu befassen. Statt dessen schlagen sie vor, daß die Preisentwicklung in der Bundesrepublik, die Lohnfortzahlung für Arbeiter im Krankheitsfall und eine gerechte Ertrags- sowie Vermögensverteilung auch an Arbeitnehmer behandelt werden.

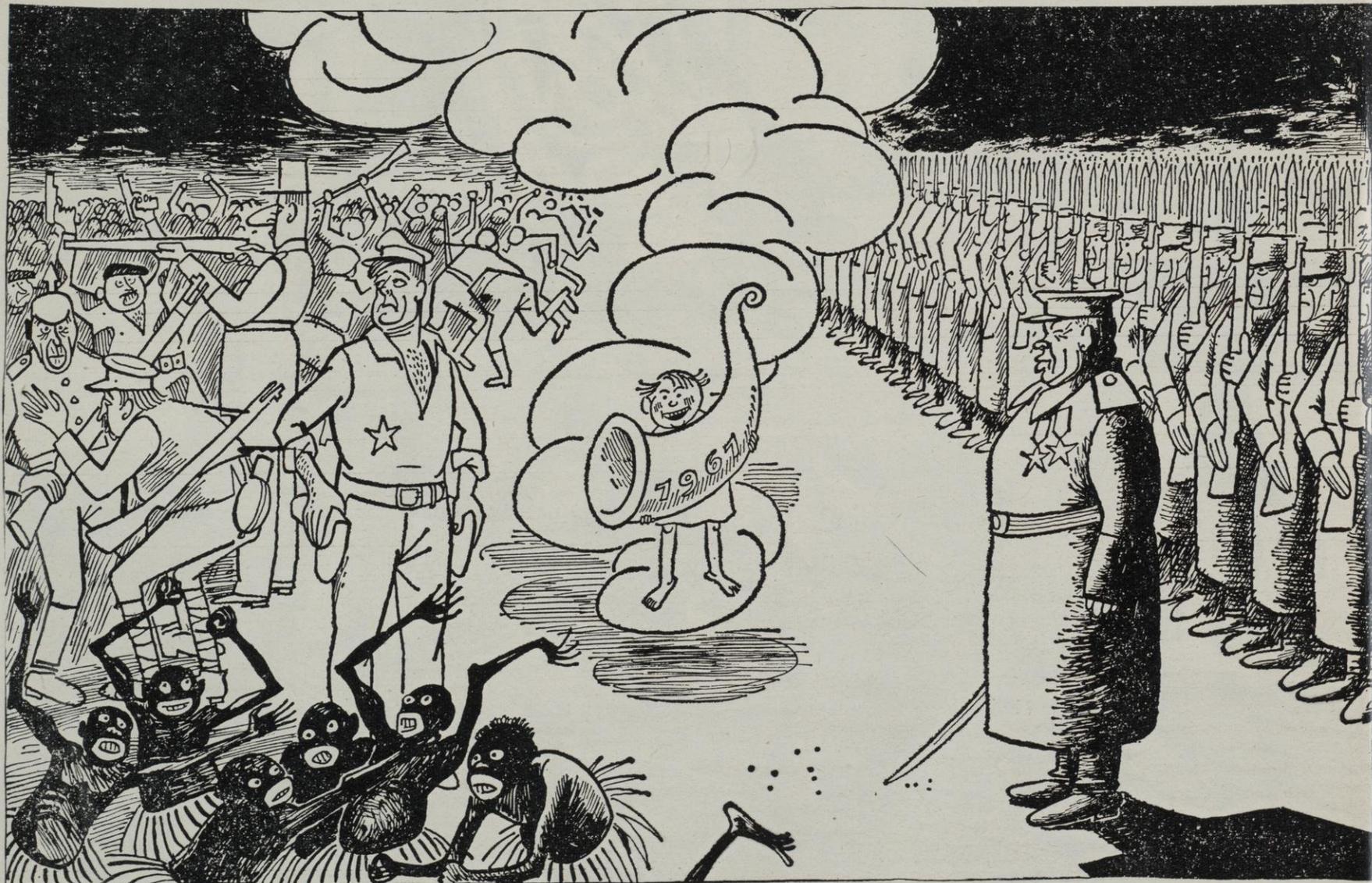
Das kommende Jahr bringt dem DGB und seinen Gewerkschaften neue große Aufgaben, die sie im Interesse der Arbeitnehmer zu lösen haben. Es muß endlich eine gesetzliche Regelung gefunden werden, die die Schlechterstellung der größten Gruppe der Arbeitnehmer im Falle ihrer Erkrankung beseitigt. Die Restbestände eines überalterten Klassenrechts haben in unserer sozialen Demokratie keinen Platz mehr. Der DGB sieht sich in Anbetracht der Einstellung der Bundestagsmehrheit gezwungen, eine Verfassungsbeschwerde beim Bundesverfassungsgericht einzureichen, damit die Gleichstellung der Arbeiter, entsprechend den Bestimmungen des Grundgesetzes, endlich verwirklicht wird.

Als weiteres Problem steht vor uns eine im Interesse der Versicherten liegende Reform der sozialen Krankenversicherung.

Wir lehnen nach wie vor eine Lösung ab, die dem Versicherten und seinen Angehörigen während einer Krankheit zusätzliche finanzielle Belastungen bringt. Auch die Einführung einer Krankenscheingebühr wäre keine Lösung. Damit ist weder den Versicherten gedient, noch die brennende Frage der Gesundheitssicherung beantwortet.

Ich darf bei dieser Gelegenheit noch einmal auf die Aktion „Wir helfen“ des Deutschen Gewerkschaftsbundes hinweisen. Der DGB hat, wie Sie wissen, alle Arbeitnehmer aufgerufen, einen Beitrag zur Unterstützung ihrer Kollegen in den wirtschaftlich unterentwickelten Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas zu leisten. Die Gründung und Stärkung unabhängiger Gewerkschaften in diesen Gebieten ist ein wesentlicher Beitrag zur Hebung des Lebensstandards der dortigen Arbeitnehmer. Ohne starke unabhängige Gewerkschaften sind sie schutzlos der Ausbeutung durch unverantwortliche Elemente in ihrem Land ausgeliefert. Unabhängige einflußreiche Gewerkschaften sichern darüber hinaus auch in diesen Ländern die politische Stabilität und ermöglichen eine demokratische Entwicklung auch in den jungen Staaten, die in unserem eigenen wohlverstandenen Interesse liegen. Der DGB will mit dieser Aktion nicht nur den Arbeitnehmern helfen, bessere Lebensbedingungen zu erlangen. Seine Bemühungen tragen sicherlich auch dazu bei, Freunde zur Förderung der deutschen Wiedervereinigung zu gewinnen. Die bisherigen Kolonialvölker, die ihre Unabhängigkeit erlangt haben oder noch erlangen werden, stellen eine stetig wachsende politische Kraft dar, der in der Auseinandersetzung zwischen Ost und West immer größere Bedeutung zukommt.

Für die Wiedervereinigung unseres geteilten Vaterlandes und die Erlangung der Freiheit für unsere Brüder und Schwestern in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands werden der DGB und seine Gewerkschaften auch im neuen Jahr mit gleichem Nachdruck wie bisher tätig sein. Zur Bewältigung dieser großen Aufgabe unseres Volkes werden die Arbeitnehmer mit allen Kräften beitragen.



Mahnung und Verpflichtung

Der Kalender zeigt den letzten Novembersonntag des Jahres 1960 an. Ein grauer, regnerischer Tag in der Lüneburger Heide. Unvermittelt taucht aus dem Morgendunst das Tor zu einer Stätte auf, die für 250 junge Menschen zu einem Ort der Begegnung mit der jüngsten deutschen Vergangenheit wird: der Eingang zum ehemaligen Konzentrationslager Bergen-Belsen. Aus ganz Hessen waren die jungen Gewerkschafter hierher gekommen, um im Angesicht einer der Stätten, in denen Unausprechliches geschah, ein Bekenntnis für Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit abzulegen.

Mahnend hebt sich aus den Hügeln der riesigen Massengräber die neuerbaute Gedenkstätte heraus, die Nachwelt an die Verbrechen und Grausamkeiten erinnernd, die während der Nazizeit hier geschahen.

„Niemand dürfen wir das vergessen, was hier bis 1945 geschah“, rief der Landesbezirksvorsitzende des DGB Hessen, Ernst Leuning, in der Gedenkfeier den jungen Gewerkschaftern zu. „Die Jugend von heute wird morgen die Verantwortung übernehmen und für die Freiheit kämpfen müssen, damit sich das Fiasko der Weimarer Republik nicht wiederholt. Die allzu große Duldsamkeit in dieser Zeit gegenüber den Radikalen hat Millionen Menschen, die für Recht und Freiheit kämpften, auf brutalste und unmenschlichste Weise das Leben gekostet. Wir wollen uns in Ehrfurcht vor den Toten, die in diesen Gräbern liegen, verneigen.“

Blumen und Kränze, von den Jugendlichen an der Gedenkstätte niedergelegt, waren ein Gruß an diejenigen, die im Widerstand und Kampf gegen die braune Diktatur ihr Leben opferten.

Am Vortage hatte der Dezernent des Jugendamtes der Stadt Gießen, Kollege Dr. Fritz Siebel, in einem Vortrag die Entstehung des Antisemitismus aufgezeichnet. Dr. Siebel sagte dabei:

„Nach 1933 hat man den Juden Stück für Stück Gerechtigkeit und Menschenwürde entzogen, bis sich für sie zur sogenannten ‚Endlösung‘ die Türen der Gaskammern öffneten. Niemand hat heute das Recht, aus der Vergangenheit und der Geschichte unseres Volkes nur das Gute zu präsentieren. Die Nürnberger Gesetze, die Kristallnacht und die Gaskammern von Auschwitz sind von der deutschen Geschichte nicht zu trennen. Als man bis 1945 mehr als sechs Millionen Juden getötet hatte“, so schloß Dr. Siebel, „war Deutschland um vieles ärmer geworden, es sank in Nacht und Nebel.“

„Damit diese grauenhaften Geschehnisse niemals in Vergessenheit geraten, appellieren wir an alle maßgeblichen Stellen in der Bundesrepublik, wahrheitsgetreue Publikationen allen Jugendlichen zur Verfügung zu stellen. Die Bundesregierung ist aufgerufen, ihre Glaubwürdigkeit gegenüber der Jugend dadurch unter Beweis zu stellen, daß sie alle Personen, die an diesen Verbrechen in irgendeiner Form beteiligt waren, aus allen maßgeblichen öffentlichen Ämtern in Staat und Gesellschaft fernhält bzw. entfernt!“

Das forderten die jungen Gewerkschafter angesichts des schlichten Holzkreuzes, das weithin mahnt. Mahnt, wie Traugott Krischkes Drama „Kreuz am Horizont“, das die Teilnehmer zum Abschluß im Staatstheater Kassel erlebten, daß es das nie wieder geben darf.

Heiner Dudéne

Mitteilung auf Grund des § 2, Abs. 2, Satz 1 des Pressegesetzes des Landes Nordrhein-Westfalen vom 17. November 1949: „aufwärts“ erscheint im Bund-Verlag. Das Gesellschaftskapital beträgt 750.000 DM. Gesellschafter: Vermögensverwaltungs- und Treuhandgesellschaft mbH des DGB.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.



Begegnungen in Marokko

Foto: UNICEF/Algerische Flüchtlinge

Es begann eigentlich auf der 5. Jugendkonferenz der IG Metall im Mai 1960 in Bochum. Eine Entschließung bekundete die Sympathien der Konferenz mit den um ihre Freiheit kämpfenden Algeriern. Eine weitere Entschließung sprach sich eindeutig gegen die Fremdenlegion und ihre Methoden aus. Als praktischen Beweis der Solidarität spendete die Konferenz einen namhaften Geldbetrag und zwei Nähmaschinen für algerische Flüchtlingslager in Marokko.

Die Haltung der Jugendkonferenz fand in Nordafrika ein großes Echo, und die algerische Gewerkschaft UGTA lud eine Delegation nach Marokko ein.

Im September flogen drei junge Kollegen der IG Metall nach Rabat, der Hauptstadt Marokkos, um von dort aus durch Fahrten ins Innere des Landes und an die Grenze sich über Flüchtlingsprobleme, Probleme der Fremdenlegion und über die Möglichkeit wirksamer Hilfe zu informieren.

Die algerische Gewerkschaft ist gezwungen, ihre organisatorische Tätigkeit außerhalb Algeriens in Tunesien und Marokko durchzuführen, da sie in Algerien selbst ständigen Verfolgungen und Drangsalierungen der Franzosen ausgesetzt ist. Zahlreiche Gewerkschafter sitzen heute noch in den Konzentrationslagern der französischen Kolonialarmee.

Wie alle Kriege, so hat auch der „Schmutzige Krieg“ in Algerien ungeheure Not und großes Elend für die Bevölkerung gebracht. Unter diesen Zuständen leiden besonders kleine Kinder und alte Leute. Mit großer Opferbereitschaft helfen die unabhängigen nordafrikanischen Staaten der algerischen Bevölkerung, aber das Elend ist zu groß, so daß es von diesen Staaten nicht allein beseitigt werden kann.

In der Nähe der marokkanisch-algerischen Grenze konnten wir uns über die Situation der Flüchtlinge und der Flüchtlingsbetreuung informieren. Ein Teil der Flüchtlinge ist in Gemeinschaftslagern untergebracht, während ein großer Teil entlang der Grenze auf marokkanischem Boden in Zelten lebt. Es blieb diesen Flüchtlingen keine andere Wahl, als zwischen einem Internierungslager und der Freiheit durch die Flucht zu wählen. Internierungslager ist gleichbedeutend mit Drangsalierungen von seiten der französischen Armee.

Die Schwerpunkte der Flüchtlingsfürsorge liegen in der gesundheitlichen Betreuung, in der Versorgung mit Lebensmitteln und in der Unterrichtung der Kinder. Kinder werden überhaupt bei allen Betreuungsmaßnahmen vorgezogen.

Ein besonders krasser Mißstand besteht bei der gesundheitlichen Betreuung durch den Mangel an Medikamenten. In einer zentralen medizinischen Behandlungsstation, die für 100000 Flüchtlinge zuständig ist, stehen weit weniger Medikamente zur Verfügung, als das normalerweise bei einer kleinen Dorfapotheke der Fall ist. Wenn also ein krankes Kind am Tage unbedingt sechs Penicillin-Injektionen haben muß, so können

im Höchstfall und unter günstigsten Bedingungen zwei Injektionen gegeben werden.

Als Folge des Medikamentenmangels zeigt sich, daß schon kleine Kinder früh erblinden, taub werden oder Lähmungserscheinungen zeigen. Keines der Kinder ist zu Beginn unheilbar krank. Die Krankheit wird erst unheilbar durch das Fehlen von Medikamenten und der erforderlichen Ernährung.

Im Verlauf unserer Reise kamen wir mit ehemaligen deutschen Fremdenlegionären zusammen, die einige Tage vorher aus der Legion desertiert waren. Wir haben uns lange mit diesen jungen Leuten unterhalten, von denen auch einige ehemalige Gewerkschaftskollegen waren. Entgegen mancher entstellenden Propaganda war kein einziger Krimineller unter ihnen. Die meisten hat eine gewisse Abenteuerlust ins Ausland gelockt, wo sie dann bald ohne finanzielle Mittel das Opfer gewissenloser Werber der Fremdenlegion wurden.

Nach den Erzählungen der ehemaligen Legionäre ist es ein riesiger Irrtum zu glauben, nur das Mittelalter sei das Zeitalter der Folterung gewesen. Die verantwortlichen Führer der Fremdenlegion verstehen sich auf Foltermethoden ganz hervorragend. Kein Wunder, denn ein Teil der Ausbilder sind ehemalige SS-Leute.

Unsere jungen Landsleute, mit denen wir sprachen, hatten wörtlich gesagt „die Schnauze voll“. Sie taten sich mit einigen anderen zusammen und hauten ab, natürlich unter größter Lebensgefahr. Sie wurden von den Soldaten der algerischen Befreiungsarmee gut aufgenommen und auf das beste gepflegt. Nach einem zwei- bis dreiwöchigen Aufenthalt in Tunesien oder Marokko werden sie per Flugzeug wieder in ihre Heimat nach Deutschland gebracht.

Die Propaganda der Fremdenlegion spricht natürlich ständig davon, daß Deserteure aus der Legion von den Algeriern gleich umgebracht werden. Dadurch will man der häufigen Desertation von Legionären durch psychologische Abschreckung Einhalt gebieten. Aber die Legionäre, mit denen wir in Marokko gesprochen haben, sind längst wieder wohlbehalten in Deutschland, und wir konnten sie auf dem Frankfurter Flughafen begrüßen.

An sich ist eine zehntägige Reise viel zu kurz, um sich intensiv mit den Problemen dieser Länder beschäftigen zu können. Eines aber ist notwendig: großzügige Hilfe für die Völker, die um ihre Unabhängigkeit kämpfen! Das gewiß nicht reiche Jugoslawien steht bei den Hilfsmaßnahmen für algerische Flüchtlinge an der Spitze.

Helmut Neukirch

Christa hatte die Schule geschwänzt

Von Horst Hachmann

Das Mädchen Christa wird in diesen Tagen 17 Jahre alt. Es ist ein Teenager, wie man ihnen täglich zu Tausenden auf der Straße begegnet, unauffällig, ein bißchen blaß, salopp gekleidet, mit viel Interesse für die Literatur unserer Zeit. Vielleicht war es diese Liebhaberei, vielleicht aber auch das ungestüme Aufbegehren gegen einen Beruf, den es nicht mochte, daß es mit 16 Jahren zum erstenmal in seinem jungen Leben mit dem Gesetz in Konflikt geriet. Weil das Mädchen Christa wiederholt die Berufsschule geschwänzt hatte, wurde es vor den Jugendrichter zitiert und schließlich wegen „fortgesetzter Übertretung des Schulpflichtgesetzes“ zu zehn Tagen Jugendarrest verurteilt, die in der Jugendarrestanstalt Langenselbold im Kreis Hanau zu verbüßen waren.

Unvergängliche Spuren

Christa versucht heute mit keinem Wort, ihre Verfehlungen zu beschönigen oder gar zu entschuldigen. Aber sie wehrt sich dagegen, daß man sie wie eine Schwerverbrecherin behandelt hat. Die zehn Tage in Langenselbold haben in dem Mädchen Spuren zurückgelassen, die noch in Jahren erkennbar sein werden; sie haben ihm die Unbeschwertheit und Heiterkeit der Jugend geraubt.

Fragt man sie nach ihren Erlebnissen in Langenselbold, dann erzählt sie leidenschaftslos und monoton die Geschichte dieser zehn Tage, die sie ihr ganzes Leben nicht vergessen wird:

„Es war am 12. August. Der Zug fuhr in den Bahnhof Langenselbold ein. Ich erkundigte mich, wie man in den Ort komme; denn der Bahnhof liegt drei Kilometer außerhalb. Ein Privatauto nahm mich mit. Dann fragte ich mich zu dem Haus durch. Es sah genauso aus wie jedes andere auch, rein äußerlich völlig nichtssagend. Eine Frau sagte, sie sei Leiterin der Anstalt. Meine Armbanduhr mußte ich abgeben, ebenso mein Kettchen. Wir gingen eine steile Treppe hinauf, und mit einem riesigen Schlüsselbund schloß sie eine mit mehreren Riegeln verschlossene Tür auf. Mit einem Stoß wurde ich hineinbefördert. Mein ganzer Mut war auf einmal weg. Da fiel mein Blick auf eine weißgetünchte Wand. Viele meiner Vorgängerinnen hatten dort ihre Empfindungen niedergeschrieben. Mir kamen die Tränen, als ich das alles las. Ungefähr zwei Stunden mußte ich auf dem Holzschemel gesessen haben, als sich die Tür öffnete und mir eine Schüssel mit undefinierbarem Essen hingestellt wurde. Morgens gab es zwei Schnitten trockenes Brot und Tee, mittags die Schüssel und abends wieder trockenes Brot. So ging es jeden Tag.

„Täglich mußte ich 1000 Klammern zusammensetzen. Wenn ich das nicht schaffte, wurde ich beschimpft. Dreimal in der Woche mußte ich auf blankem Holz schlafen. Die Stunden schlichen dahin. Am fünften Tag gab es keine Arbeit mehr, da konnte ich mich richtig grämen. Das ist das Schlimmste, was es gibt. Als ich am 22. August entlassen wurde, war das der schönste Tag in meinem Leben.“

Einzige bemerkenswerte Akzente an dem schmalbrüstigen Haus im Langenselbolder Steinweg, das im Jahre 1858 von den Fürsten Isenburg-Birstein erworben worden ist, sind die vergitterten Fenster und eine Fernsehantenne. Die Zuleitungen dieser Antenne führen jedoch nur in das Wohnzimmer der Aufseherin, Frau Betzel, Mutter mehrerer Kinder und Frau eines inzwischen pensionierten Justizoberwachmeisters. Sie bewohnt die Dienstwohnung im Erdgeschoß, die strikt durch eine verschlossene Tür von den fünf Zellen im Obergeschoß getrennt ist. Das bescheidene Interieur dieser Zellen: eine Holzpritsche als Bett, ein Tisch, ein Holzschemel und ein Wandschränkchen.

Hausherr dieser Jugendarrestanstalt für Mädchen – ihr Einzugsgebiet umfaßt sechs Landgerichtsbezirke und erstreckt sich von Hirschhorn am Neckar bis Limburg – ist der Vorsteher des Amtsgerichts Langenselbold, Amtsgerichtsrat Lohrberger, 53 Jahre alt, verheiratet



Illustration: Siegfried Reiche

und Vater von zwei Söhnen. Er hält sich in der Methode der Arrestverbüßung – es gibt hier drei Stufen, und zwar den Dauerarrest (sieben Tage bis vier Wochen), den Kurzarrest (bis zu sechs Tagen) und den Wochenendarrest – streng an die Jugendarrestvollzugsordnung des Landes Hessen vom 30. März 1953. Diese Ordnung sieht unter anderem vor, das alle persönliche Habe beim Arrestantritt abzugeben ist. Und sie enthält weiter einen Paragraphen, den man erst dreimal gelesen haben muß, um ihn überhaupt glauben zu können. Zweimal in der Woche sind nämlich sogenannte harte Tage einzuhalten. Das bedeutet: Den Jugendlichen – ihr Höchstalter ist 17 Jahre – wird nachts die Matratze von der Holzpritsche genommen, sie müssen also „auf hartem Lager“ schlafen, sie bekommen 24 Stunden lang keine Arbeit und nichts zu lesen, und das Essen besteht ausschließlich aus trockenem Brot und Kaffee. Sie dürfen weder Briefe schreiben noch empfangen. Amtsgerichtsrat Lohrberger mußte zugeben, daß solche Maßnahmen härter seien als in den Zuchthäusern und Gefängnissen. Aber er ist dennoch der Meinung, daß sie zweifellos „eine gute Wirkung“ haben. Er sieht sie als „Tage der Besinnung“ an. Außerdem sei die „Schockwirkung“ von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Selbst der Wochenendarrest ist „in Form der harten Tage“ zu vollziehen. Zu einem solchen Arrest erwartete man in den letzten Tagen ein Mädchen aus Hanau. Es hatte versucht, bei halbgeschlossener Schranke noch einen Bahnübergang zu überqueren. Für ein solches Delikt wird jeder Erwachsene mit einer gebührenden Verwarnung, bestenfalls mit einer geringen Geldstrafe belegt. Ein Kind hingegen sperrt man dafür zwei Tage bei trockenem Brot in eine Einzelzelle. So will es eine Vollzugsordnung in einem Jahrzehnt, in dem man allenthalben eine Humanisierung des Strafvollzugs anstrebt. Selbstverständlich müssen die jungen Arrestanten auch das Fahrgeld in die Haftanstalt selbst tragen.

Erziehungsmaßnahme ohne Erziehung

Langenselbold ist eine arme Gemeinde, die so gut wie keine Industrie beherbergt. Deshalb gab es auch für die bedauernswerten Mädchen in der Jugendarrestanstalt früher keine Beschäftigungsmöglichkeiten. Aber das hat sich nun geändert. Amtsgerichtsrat Lohrberger: „Wir bekommen jetzt Wäscheklammerteile aus Butzbach, die zusammengesetzt werden müssen. Doch das ist nicht das einzige Handikap. Selbst wenn die Anstalt voll belegt ist, ist eine hauptamtliche Erzieherin oder Fürsorgerin unrentabel. Es gibt niemanden, der sich ‚hauptamtlich‘ mit den Mädchen beschäftigt. Frau Betzel ist ‚nebenamtliche Aufsichtsperson‘ und wird nur für vier Stunden am Tag bezahlt. Außerdem ist eine Aufseherin noch lange keine Erzieherin. Ein Jugendarrest hingegen ist aber eine sogenannte ‚Erziehungsmaßnahme‘. Der Bahnhof ist eine dreiviertel Fußstunde vom Ort entfernt. Mädchen, die ihren Wochenendarrest verbüßt haben, werden in der Frühe des Montags entlassen, und zwar so zeitig, daß sie noch rechtzeitig am Arbeitsplatz sein können. Für sie öffnet sich die Tür, wenn es draußen noch dunkel ist. Der Weg führt ein großes Stück durch den Wald.“ Amtsgerichtsrat Lohrberger: „Oft kommen sie zu mir und sagen, sie hätten Angst vor diesem Weg. Wenn es sich ermöglichen läßt, schicke ich sie deshalb zu zweit los.“

Ich fuhr am Sonntag noch einmal langsam die lange Strecke vom Ort zum Bahnhof Langenselbold, diesen Weg, den schon so manches junge Mädchen gegangen ist, allein mit seiner Angst in der frühen Dämmerung eines jungen Tages. Dabei wurde ich einen erschütternden Gedanken nicht los: Mörder und Gewaltverbrecher werden in der Zeit ihrer Einschließung besser behandelt als Kinder, die einmal die Schule schwänzten...

„Liebe 61“

Unter diesem Titel drehte das Fernsehen des Norddeutschen Rundfunks Ende November 1960 in Hannover einen 70minütigen Fernsehfilm, der Mitte April 1961 als abendfüllendes Programm gesendet wird.

In dreiwöchiger Arbeit wurde dieser Streifen in Privatwohnungen, Jugendheimen, Lokalen und auf der Straße gedreht. Die Turnhalle einer Schule ersetzte bei einigen größeren Szenen das Atelier.

Das Fernsehen war an die im Stadtjugendring vertretenen Verbände, also auch an die Gewerkschaftsjugend, herangetreten und hatte gebeten, daß ihre jungen Mitglieder sich für die Dreharbeiten einiger Szenen zur Verfügung stellten, u. a. für eine River Boat Shuffle und einen Jazzband Ball.

In einem Gespräch mit Jam Brede, dem Drehbuchautor und Regisseur, waren einige recht interessante Einzelheiten zu erfahren. So zum Beispiel, daß die jungen Darsteller Laien sind und aus einer Gruppe von rund 300 Personen ausgesucht wurden. Ebenso sind auch die Elternrollen mit „echten“ Eltern besetzt. Die Darsteller der sechs Paare, deren Herkunft und Schicksale beleuchtet werden, haben selbst ähnliches schon erlebt und spielen gewissermaßen sich selbst.

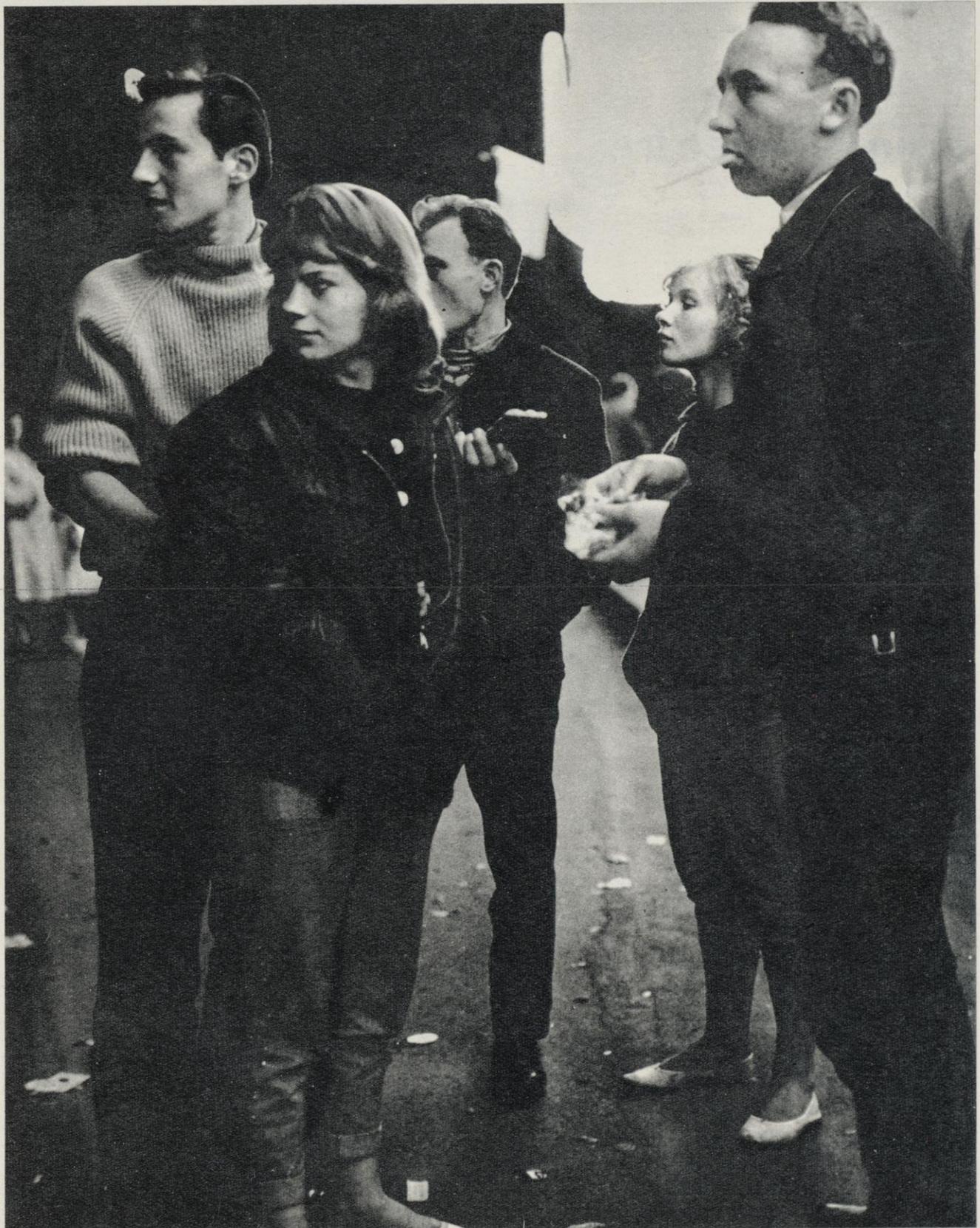
Der Film benutzt die Form voneinander gelöster Szenen, bei uns relativ unbekannt, in den angelsächsischen Ländern aber häufiger geübt. In der Praxis wird das so aussehen, daß dieser Film in sechs Abschnitte, entsprechend den Erlebnissen der sechs Paare, aufgeteilt wird.

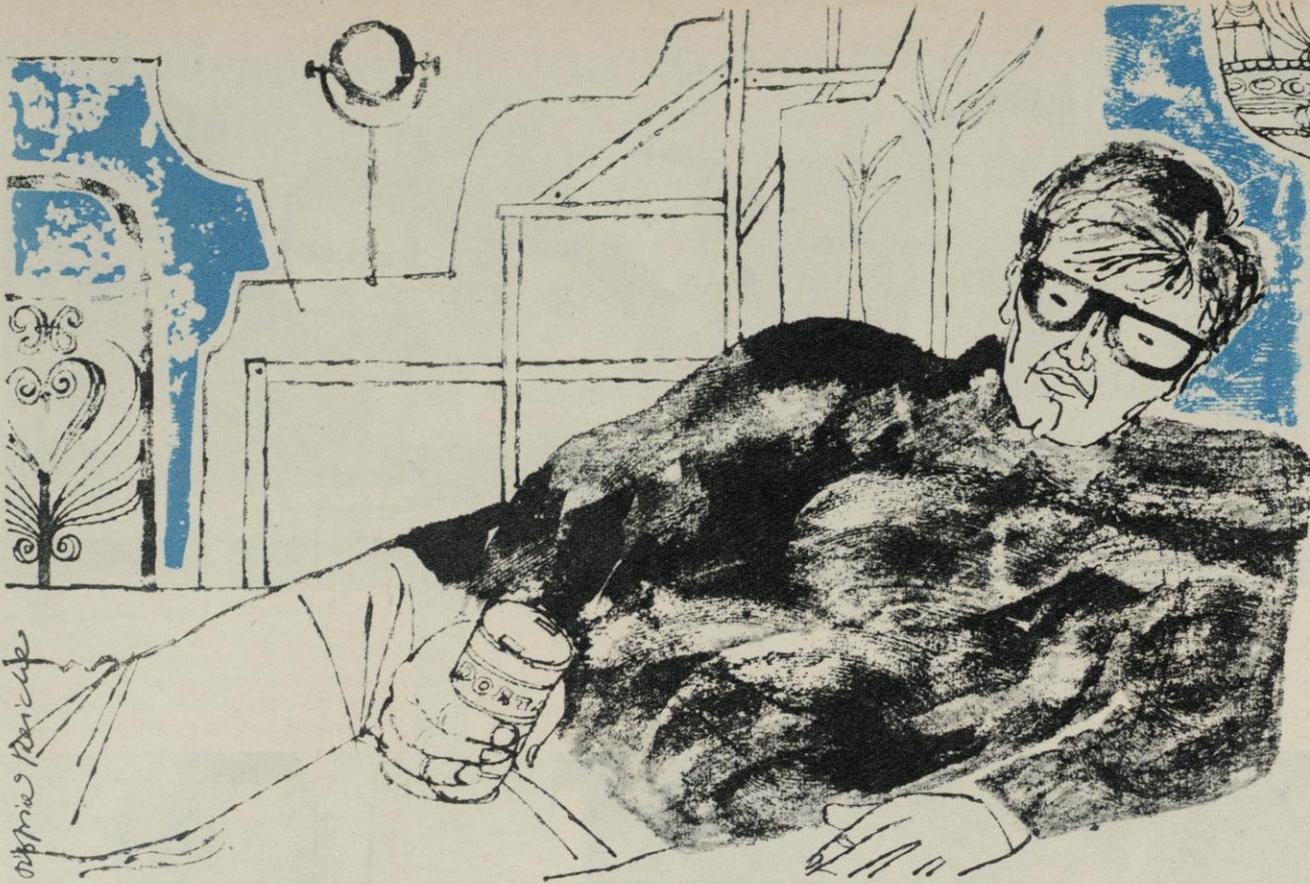
Auf die Frage nach dem Sinn dieses Streifens erklärte Brede, daß man bewußt einen Stil gewählt habe, der abweicht von der augenblicklichen Flut der Filme und Berichte, die uns die Jugendprobleme aufzuzeigen bemüht sind.

Die Sensationsgier eines breiten Publikums werde in diesem Film sicher nicht befriedigt, denn die Handlungen seien lediglich eine Hilfe, um die wissenschaftlichen und soziologischen Untersuchungen besser verständlich zu machen. Brede ergänzte hierzu, daß er das Drehbuch einigen bekannten deutschen Soziologen zur Begutachtung vorgelegt habe, um die Aussagen des Films so objektiv wie möglich zu gestalten. Es müsse die Diskrepanz aufgezeigt werden zwischen den moralischen Grundsätzen, nach denen die Älteren – ihren Reden nach zu urteilen – erzogen wurden, und ihrem heute häufiger zu beobachtenden Benehmen. Zum anderen sollen aber auch die Probleme der körperlichen Frühreife Jugendlicher aufgezeigt werden, was erforderlich macht, daß zehn- bis zwölfjährige bereits aufgeklärt sein müssen, um im Hinblick auf ihre Frühreife nicht mit sich selbst in Konflikt zu kommen. Wenn Kinder bereits Eltern sind oder in dem Film Aussprüche etwa folgender Art „Wir sind verlobt, warum sollen wir dann ein Verhältnis wie Kinder zueinander haben?“ oder „Liebe? Das ist ein netter Zeitvertreib!“ fallen, muß doch ein Grund hierfür vorliegen.

Es wird also der Versuch sein, unsere Gesellschaft und die Pädagogen in aller Offenheit vor ein Problem zu stellen, zu dem der Filmbericht keine Wertung abgeben will. Jeder, der sich angesprochen fühlt, sollte überlegen, welche Fehler gemacht wurden und welche Änderungen notwendig sind.

Wenn in der Schlussszene ein Arzt vor großem Auditorium das Thema „Man spricht nicht darüber“ behandelt, sollten auch die Erwachsenen endlich die Scheu überwinden, die sie unter ihresgleichen in den meisten Fällen längst überwunden haben. Man kann als kritischer Fernsehteilnehmer nur hoffen, daß der Versuch gelingen wird und wir keinen Aufguß schon gehabter Produktionen serviert bekommen.





Kein Zimmer frei . . .

Erzählung von Ernst Kreuder

„Tut mir leid, mein Herr“, sagte der kleine Nachtportier mit dem faltigen Gesicht, „wir haben nichts mehr frei.“

„Ich bin den ganzen Tag gefahren“, sagte ich und schob den Pralinenkasten auf seinen Tisch, „und hier sind alle Hotels besetzt. Haben Sie nicht noch einen Winkel, wo ich mich mit meiner Decke hinlegen kann?“

„Und in Ihrem Wagen?“ fragte er und betrachtete die bunte, große Pralinschachtel flüchtig.

„Wurde abgeschleppt“, sagte ich, „Getriebeschaden. Die Reparaturwerkstatt ist längst geschlossen.“

„Dann kommen Sie mal mit“, sagte das faltenreiche Männchen, die Pralinschachtel war im Nu verschwunden. Ich ging hinter ihm die beleuchteten Gänge entlang, die Treppen hinauf, oben wurde der Flur eng, voller Winkel, Ecken und Zwischentreppen, dann öffnete er eine graue Eisentür.

„Ich darf hier niemand hereinlassen“, sagte er, „hier lagern die Löschgeräte.“

„Ich werde nicht rauchen“, sagte ich.

„Überall liegen Schläuche“, warnte er mich, „aber an der Wand steht ein großer Sandkasten. Wenn Sie damit zufrieden sind?“

„Vollkommen“, sagte ich, „solange ich nachts nicht Durst bekomme.“

„Den Hydranten dürfen Sie nicht aufdrehen“, sagte er, „leider brennt die Birne nicht. Einen Stock tiefer ist der Waschraum. Gute Nacht.“

„Gute Nacht und vielen Dank“, sagte ich. Bevor ich die Eisentür schloß, warf ich meine Decke, ausgebreitet, über den großen Sandkasten. Dann stolperte ich über aufgerollte Schläuche und streckte mich im Dunkeln auf dem Sandlager aus. Ich schlief sofort ein. In der Nacht wurde ich davon wach, daß jemand versuchte, mich an die Wand zu drücken. Ich streckte die Hand aus und griff in eine lange und heiße Zunge. Die Zunge leckte meine Finger. Es schien ein beträchtlich großer Hund zu sein.

„Es tut mir leid“, sagte ich zu ihm, „daß ich dir dein Hundebett weggenommen habe.“ Er schlug erfreut mit dem Schwanz gegen den Rand des Sandkastens. „Wir werden uns das Sandgestell brüderlich teilen“, fuhr ich fort,

„nur muß ich jetzt unbedingt einen riesigen Schluck Wasser trinken.“

Ich setzte mich auf, der Hund sprang vom Sandkasten, dann versuchte ich, die Eisentür zu erreichen, trat in die Schläuche und fiel hin. Der Hund schnupperte an meinem Gesicht, leckte mein Ohr, es kitzelte. Ich stand auf, tappte im Dunkel herum und konnte die Tür nicht finden.

Ich tastete jeden Winkel ab, bis eine Wand nachgab, eine schmale Brettertür ohne Klinke. Dann tappte ich weiter, der Hund drückte sich an meine Beine, ich streichelte ihn. Manchmal stieß ich gegen einen Schließkorb, einen Koffer und dann gegen ein Geländer. An der Wand neben dem Geländer fand ich einen Lichtschalter, drehte ihn und in der Tiefe wurde es hell. Ich blickte in einen Saal mit Stuhlreihen hinunter. Ganz vorn, auf der Bühne, kam eine kräftige Hand durch den roten Bühnenvorhang und versuchte, ihn zurückzuziehen. Der schwarze Wolfshund neben mir bellte ausgelassen.

„Halb fünf“, sagte eine erkältete Stimme hinter dem Vorhang. „Und die Proben sind erst um neun.“

„Verzeihen Sie bitte“, rief ich hinunter, „ich suche den Waschraum. Ich kann vor Durst nicht mehr schlafen.“

„Durst?“ rief die erkältete, rauhe Stimme, und ein mürrisches Gesicht mit schwarzer Hornbrille blickte durch die Vorhanglücke, „kann dieser Hund nicht endlich aufhören, alles wachzubellen?“

„Ruhig, Astor, sei still“, sagte ich. „Er ist mir nachgelaufen“, rief ich hinunter.

„Sie dürfen auf keinen Fall dieses Wasser im Waschraum trinken“, rief das Gesicht im Vorhangspalt, „wo wohnen Sie eigentlich?“

„Hier im Hotel“, sagte ich.

„Hier ist kein Hotel“, sagte er, „hier ist die Kleine Komödie. Kommen Sie mal auf die Bühne. Sie dürfen hier kein Wasser trinken.“ Ich stieg die Treppen von der Galerie hinunter, ging durch die Stuhlreihen und über die Seitentreppe zur Bühne hinauf, der Hund blieb dicht neben mir. Dann trat ich durch den Vorhang und sah den bebrillten Mann in einem Eisenbett liegen, zwischen grünen Waldkulis-

Illustration: Siegfried Reiche

sen, auf dem Nachttisch brannte ein rosa Lämpchen, daneben stand ein Telefonapparat. Der Mann im Bett, im schwarzen Rollkragenspullover, betrachtete mich schweigend, düster. Dann schüttelte er die graue, struppige Mähne, nahm den Hörer ab, drückte auf den weißen Knopf und sagte, während er den großen Hund anstarrte: „Endlich, Moritz. Wann werden Sie von der nächsten Wache abgelöst? Gut. Sind noch ein paar Büchsen Bier im Eiskasten? Könnten Sie mir eben einige raufbringen? Dankeschön.“ Er legte den Hörer auf die Gabel.

„Setzen Sie sich in den Schaukelstuhl“, sagte er zu mir, „das Bier ist schon unterwegs. Ich bin jetzt auch durstig. Mit diesem Wasser kann man nicht vorsichtig genug sein.“

„Es tut mir leid, daß ich Sie geweckt habe“, sagte ich. „Sie haben wohl auch kein Zimmer mehr bekommen?“

„Zimmer?“ sagte er, „ich bin der Regisseur. Wo haben Sie denn bisher geschlafen?“

„Bei den Löschgeräten“, sagte ich, „in einem Sandkasten.“

„Das Hotel nebenan“, sagte er, „gehört meinem Schwager. Gestern Abend kam noch ein Omnibus voller Dänen, die mußte er auch noch unterbringen. Ich schlafe oft auf der Bühne, nachts hat man hier die besten Einfälle.“

Der Hund bellte, ich beruhigte ihn und wir hörten leichte Schritte über die Bühne kommen. Aus den Waldkulissen trat ein blondes, großes junges Mädchen, es preßte vier Büchsen Bier gegen den knappsitzenden, maisgelben Pullover. Es trug enge schwarze Hosen, unten angeschlitz.

„Kommen Sie hierher“, sagte der Regisseur streng, „wer sind Sie eigentlich?“

„Ich... bringe das Bier“, sagte das blonde Mädchen, es schluckte, wurde rot, schüttelte den Kopf, und die Pferdeschwanzfrisur ging auf und das lange blonde Haar fiel schimmernd auf die schmalen Schultern. „Ich wollte fragen, ob ich etwas vorsprechen kann.“

„Aber doch nicht mitten in der Nacht“, sagte der Regisseur, „hat Moritz Sie hier heraufgeschickt?“

Das Telefon auf dem Nachttisch klingelte. Er riß den Hörer von der Gabel und starrte finster auf den fröhlich wedelnden Hund. Ich nahm

dem Mädchen die Bierdosen ab, sie waren kühl beschlagen, dann öffnete ich mit dem Taschenmesser zwei Büchsen.

„Was erzählen Sie mir da?“ schrie der Regisseur aufgebracht, „hohes Fieber? Schon im Krankenhaus? Reden Sie doch deutlich und langsam, Verdacht auf Amöbenruhr? Nein, natürlich nicht. Sie hat nicht die Hauptrolle. So, ich habe heute Abend Premiere, und wo soll ich jetzt noch Ersatz für ihre Rolle finden? Zum Kuckuck nein, bitte; danke Ihnen jedenfalls; ebenfalls.“ Er warf den Hörer auf die Gabel. Ich reichte ihm eine Dose Bier, Export hell. Er setzte an und trank in gierigen, gleichsam wütenden Zügen die Dose leer. Der Hund lag unter dem Schaukelstuhl und klopfte mit dem Schwanz auf den Bühnenboden.

„Was haben Sie bisher gespielt?“ fuhr der Regisseur das Mädchen an.

„Nur... in unserem Schülertheater“, sagte es zaghaft, „nur... komische Rollen. Die verhexte Braut, die häßliche Nichte und die vertriebene Hirtentochter.“

„Ich brauche bis heute abend eine Eulalia, verstehen Sie mich?“ sagte der Regisseur, er fuchtelte mit der leeren Bierdose, „eine zweite komische Rolle hat von diesem verruchten Wasser getrunken und liegt im Krankenhaus. Lassen Sie sich von Moritz das Textbuch geben und lernen Sie Ihre Rolle, und kommen Sie um neun zur Probe!“

Das Mädchen nickte begeistert, deutete einen Knix an und rannte durch den Wald davon. „Wie oft“, sagte der Regisseur, „soll ich in Zukunft noch vor diesem verheerenden Wasser warnen? Das ist doch zum Die-Bäume-Hinaufklettern!“ Er warf die Bierdose durch die Bäume, sie rollte scheppernd davon und der Wolfshund sauste bellend hinterher. Ich reichte ihm eine frische Dose.

„Das blonde Mädchen wird es ganz bestimmt schaffen“, sagte ich.

„Wie heißt sie übrigens?“ fragte er.

„Vergaß ihren Namen zu nennen“, sagte ich. „Vielen Dank für das ausgezeichnete Bier. Jetzt ist mein Durst gestillt. Ich werde mich wieder in meinen Sandkasten zurückziehen.“

„Schlafen Sie doch hier im Schaukelstuhl“, sagte er, „es wird ja doch bald hell.“

Er zog den Bühnenvorhang zu und knipste das rosa Lämpchen auf dem Nachttisch aus. -

In der Früh wurde ich im Schaukelstuhl wach, weil mich eine kühle Schnauze ins Gesicht stupste. Der große Hund mußte auf die Straße. Der Regisseur schlief noch, die Hornbrille auf die Stirn geschoben. Ich trat leise durch den Vorhang, ging durch den dämmerigen Saal und hinter dem Kassenraum kam ich durch eine Torhalle auf die Straße. Das Café gegenüber war schon erleuchtet. Hinter der breiten Fensterscheibe saß das blonde Mädchen und lernte ihre Rolle. Ich rief den Hund, trat ein und nahm am Nebentisch Platz. Ich bestellte Kaffee, frische Brötchen und Butter. Nach dem ersten, heißen Schluck sagte ich: „Guten Morgen. Werden Sie es schaffen?“

„Bestimmt“, sagte das Mädchen begeistert. „Aber wenn Onkel Moritz mich nicht mit dem Bier geschickt hätte, dann könnte ich noch lange auf eine richtige Rolle warten.“

„Ihr Onkel ist eben auf Draht“, sagte ich, „und ich wurde von diesem ununter Vierbeiner geweckt, hatte schrecklichen Durst und weckte aus Versehen den Regisseur. Doch vielleicht erhielt Ihr Onkel die Nachricht von der Erkrankung der Darstellerin schon beträchtlich früher?“

„Vielleicht“, sagte das Mädchen und wurde rot und lächelte mich töricht an, „Sie werden mich doch nicht verraten?“

„Nicht die Spur“, sagte ich, „und jetzt lernen Sie tüchtig weiter. Ich wäre gern heute abend zur Premiere gekommen, muß aber heute noch weiter.“

„Wie schade“, sagte sie, „sehen wir uns dann gar nicht mehr?“

„Vielleicht auf der Rückfahrt“, sagte ich, „auch wenn ich wieder mit einem Hund im Sandkasten schlafen muß.“

Sie lachte hell, der Hund bellte fröhlich, dann streichelte sie zärtlich den schwarzen Hundekopf und ich überlegte, ob ich nicht doch noch einen Tag hierbleiben sollte. . .

Der Kranz

Erzählung von Desider Kosztolányi

Illustration: Siegfried Reiche

Um halb elf vormittags, als sonst niemand zu Hause war, wurde geschellt. Kathi öffnete die Tür.

Ein bebrillter, untersetzter Mann betrat das Vorzimmer, eine Melone auf dem Kopf. Er trug einen gelblichgrauen Überzieher, sah sich um und fragte:

„Sind Sie die Kathi Török?“

„Ja, das bin ich“, antwortete das Mädchen und legte das Staubtuch hin.

„Ich komme aus Biatorbagy“, erklärte der Besucher.

Das Mädchen starrte den Fremden an, dem anzusehen war, daß er ein Herr war. Er sprach sehr gewählt, sein fein.

Als er auf Kathis Mutter zu sprechen kam, führte sie ihn in die Küche, wie sie das mit Landsleuten zu tun pflegte. Sie lud ihn zum Sitzen ein.

„Danke“, sagte der Herr, „aber ich muß mit dem Mittagszug wieder zurückfahren. Zu Hause ist ein Unglück passiert, Kathi. Ihr Vater ist gestern abend gestorben.“

„Ah!“ schrie das Mädchen auf und griff sich ans Herz.

Kathi setzte sich vor den Küchenschrank. Sie weinte wie ein Platzregen.

Die Nachricht war nicht unerwartet gekommen. Der Vater kränkelte seit drei Jahren, er litt an Auszehrung, und sie erwarteten seit langem seinen Tod. Dennoch krampfte sich von dem, was sie vernahm, ihr Herz zusammen.

„Weinen Sie nicht“, beschwichtigte der Herr sie. „Dem Onkel Istvam geht es jetzt schon gut. Er hat viel gelitten, Gott hat ihn zu sich genommen. Weinen Sie nicht, mein Kind. Sie sollen beide nach Hause kommen, Sie und auch die Bärbel. Das läßt Ihnen die Tante Julie sagen“,

so hieß die Mutter. „Und Sie sollen ihr Geld schicken. Das läßt sie Ihnen ebenfalls sagen. Sie hat überhaupt kein Geld mehr und braucht dringend etwas für den Sarg. Ich fahre um zwölf Uhr zwanzig zurück.“

Die Töröks waren sehr arm. Der alte Vater lag seit Jahren im Bett und konnte nicht arbeiten. Deshalb waren die Mädchen in Dienst gegangen.

„Was kostet ein Sarg?“ fragte das Mädchen schluchzend.

„Das weiß ich nicht“, brummte der Mann und zuckte die Achseln. „Tante Julie hat gesagt, Sie sollen ihr zwanzig Pengö schicken.“

Kathi lief ins Dienstbotenzimmer. Sie holte aus dem Schrank ihren Lohn, den sie vor einigen Tagen bekommen und noch nicht angerührt hatte. Sie übergab dem Herrn den Betrag.

„Gott mit Ihnen“, sagte der Herr, „wir werden die Sache zu Hause schon regeln.“

„Gott mit Ihnen“, sagte das Mädchen und ließ den Besucher aus der Wohnung.

Erst jetzt wurde Kathi richtig vom Kummer gepackt. Sie jammerte, lamentierte. Im Stockwerk wußten bald alle von dem Trauerfall.

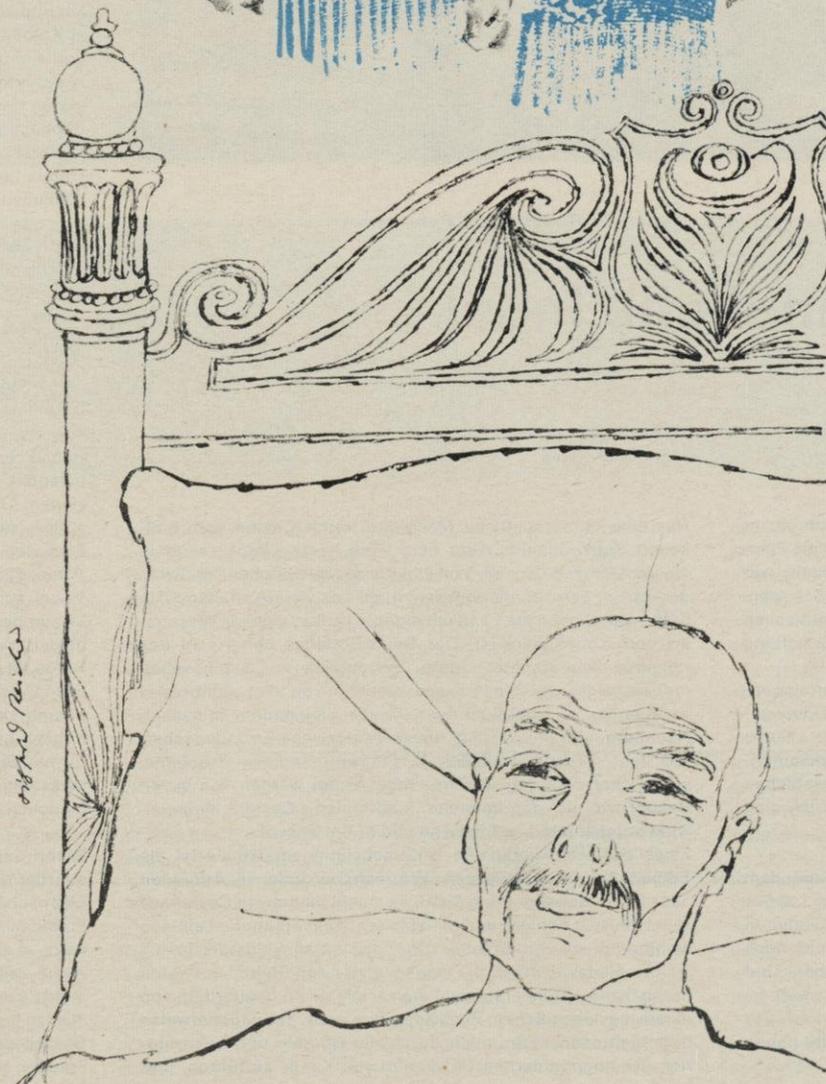
Kathi war bei einem Rechtsanwalt in Dienst. Sie ging ins Büro, um ihrer Schwester zu telefonieren, die ebenfalls bei einem Rechtsanwalt in Stellung war. Das war nicht darauf zurückzuführen, daß die beiden Mädchen sich von der Rechtswissenschaft und der Justiz besonders angezogen fühlten, aber es gibt im Leben manchmal solche Zufälle.

Eine Stunde später saß Bärbel bereits bei ihr. Sie hatte Urlaub bekommen, um nach Hause zum Begräbnis fahren zu können. Die beiden aßen zusammen zu Mittag, wortlos. Sie hatten den Vater sehr gern gehabt.

Nach dem Essen zogen sie los, um zwei schwarze Blusen und zwei schwarze Hüte zu kaufen. Bärbel hatte noch ihren Lohn, Kathi ließ sich zwanzig Pengö Vorschuß geben, den Lohn für den nächsten Monat. Das reichte für alles.

Sie kauften sogar einen Kranz, aus bunten Stoffblumen, mit einer weißen Schleife. Auf die Schleife ließen sie mit goldenen Buchstaben schreiben: „Unserem geliebten Vater – Kathi, Bärbel.“

Tags darauf saßen sie bereits um zehn Uhr im Zug, den Kranz auf den Knien.



„Wohin, Mädels?“ fragten die Mitreisenden Leute aus dem Dorf.

„Nach Hause“.

„Was tut ihr dort?“

„Unser Vater ist gestorben.“

Die Leute schwiegen. Die Männer rauchten ihre Pfeifen. Nach einer Weile fragten sie: „Euer Vater?“

„Ja.“

„Wann?“

„Vorgestern abend.“

„Wir haben nichts davon gehört“, erklärten sie nachdenklich.

Eine ältere Frau beteuerte ebenfalls:

„Gestern abend war eure Mutter bei uns. Aber sie hat nichts gesagt.“

Die beiden Schwestern eilten beunruhigt die Landstraße dahin. Die Eltern wohnten gleich neben der Schmiede.

Die Mutter stand auf dem Hof und streute aus einem Trog den Hühnern Futter. Sie riß vor Erstaunen den Mund auf, als sie die beiden Mädchen in Trauerkleidung, den Kranz hochhaltend, damit die lange Schleife nicht im Schmutz hängenblieb, herankommen sah.

„Euer Vater ist nicht gestorben“, sagte sie kopfschüttelnd. „Er ist noch nicht gestorben. Er lebt noch.“

Allmählich wurde die Sache aufgeklärt.

Der untersetzte Mann mit der Brille, der eine Melone und einen gelblichgrauen Überzieher trug, war vor einer Woche im Dorf gewesen. Er hatte Futtertröge zum Kauf angeboten. Er war auch zu ihnen gekommen, hatte allerhand zusammengeschwatzt und am Abend um ein Nachtlager gebeten. Er schlief im Vorhof. Er klagte sein Leid, die Frau klagte ihr Leid. Von ihr erfuhr er, wo Kathi im Dienst sei.

„Er ist ein Betrüger“, sagte Frau Török.

„Aber hat doch so gewählt gesprochen, Mutter“, jammerte Kathi. „Hat so fein gesprochen.“

„Er ist trotzdem ein Betrüger“, erklärte die Mutter. „Die Menschen sind schlecht.“

Den Kranz versteckten sie im Stall. Dann gingen die Mädchen ins Zimmer zum Vater. Der lag, wie seit Jahren schon, neben der Wand, in einem schmalen, altersschwachen Bett.

Ans Bett tretend, sanken Kathi und Bärbel sofort bei ihm nieder und küßten seine Hände, Kathi die rechte, Bärbel die linke. Die Mutter weinte.

Der Kranke hob den vertrockneten, schmalen Bauernkopf. Er sah, daß seine Töchter in Trauerkleidern waren, doch war er darüber nicht sonderlich erstaunt.

„Man hat sie zum Narren gehalten“, erklärte die Frau.

Der Alte wußte auch ohne diese Erklärung alles. Er wußte auch von dem Kranz. Während die drei auf dem Hof standen, hatte er ihn durch die offene Tür vom Bett aus erblickt.

Er bat, ihn hereinzubringen.

„Im Stall wird ihn das Vieh auffressen“, stöhnte er besorgt.

Sie brachten den Kranz, der die kleine Bauernstube fast ganz ausfüllte. Sie legten ihn vor den Vater hin.

Es war ein herrlich, riesiger Kranz. Der Alte bewunderte die lange weiße Schleife, die goldenen Buchstaben, die bunten Kunstblumen, die nie welken. Diese gefielen ihm am besten.

„Wir werden ihn wieder verkaufen“, sagten die Mädchen verwirrt.

Aber davon wollte der Alte nichts hören. Er ließ ihn über sein Bett hängen. Eine Art festliche Freude zog in sein Herz ein, eine ungewohnte Wärme, eine Art Hochgefühl, wie er es bisher nur bei Prozessionen und Abgeordnetenwahlen empfunden hatte, wenn die Fahnen wehten, die Glocken dröhnten, die Trompeten funkelten. Er küßte gerührt seine Töchter.

Schließlich setzten sie sich zum Mittagessen nieder. Sie aßen Quark mit Weißbrot und Kuchen mit Pflaumenmus. Und tranken auch etwas Wein dazu – ganz wie bei einem Leichenschmaus.

Der Alte betrachtete stumm, durchgeistigt, beinahe glücklich den Kranz über seinem Kopf...



Der große Buddha von Polunaruva

Ceylon - die freundliche Insel

Das „Traumland“ sucht nach neuen Wegen

Man sage, daß man nach Ceylon reise – und man kann sicher sein, von aller Welt beneidet zu werden. Schon bevor die Filme die Insel für ihre Leinwandromane entdeckten, war Ceylon der Inbegriff alles Exotischen und Traumhaft-Schönen, und selbst die nüchternen Nachrichten von den politischen Unruhen der letzten Jahre haben uns von dieser Vorstellung nicht ganz frei zu machen vermocht.

Aber das Ceylon der anmutigen Tänzerinnen und der singenden Perlenfischer kann man nur noch in künstlich aufgelegenen Touristenvorfürungen erleben; gratis werden, ebenso wie in Frankfurt und Kansas City, Hula-Hupp-Tänze und amerikanische Schlager geboten. Und in einer so modern-westlichen Stadt wie Colombo hat man durchaus nicht das Gefühl, sich im Traumland zu befinden.

Nicht mit den „Sternen über Colombo“, sondern mit dem Colombo-Plan, der die neuzeitliche Entwicklung des Landes und asiatischer Nachbarstaaten vorsieht, sollte man Ceylon in gedankliche Verbindung bringen. Denn Ceylon sucht nach neuen Wegen, es möchte kein Land von gestern bleiben. Und deshalb hören es die Ceylonesen gern, wenn man gleichermaßen ihr schönes Land wie ihren Fortschrittseifer lobt. Für Filme, die das „süße Leben“ steinreicher Leute zeigen, haben sie um so weniger Verständnis.

Von H. D. Kley

Nur eine unbeträchtliche Meerenge trennt Ceylon vom indischen Subkontinent. Aber man kann beide Länder nicht in einem Atemzug nennen. Von einigen geschichtlichen Parallelen der letzten Jahrzehnte abgesehen, gibt es viele Anhaltspunkte dafür, daß Ceylon ein Land mit eigener Kultur, eigener Wesensart und Atmosphäre ist. Der Geist Buddhas beherrscht das religiöse Leben; eine heitere, unkomplizierte Daseinsschau unterscheidet die Singhalesen merkbar von den schicksalsergebenden, zu weltflüchtiger Mystik neigenden indischen Nachbarn, und im Wettlauf um zivilisatorische Errungenschaften liegt Ceylon zweifellos in Führung. Indiens Probleme, seine Übervölkerung und trostlose Armut werden von vielen Besuchern als deprimierend empfunden. Ceylon hingegen wirkt entspannend, aufheiternd und hoffnungsvoll.

Eines der offenkundigsten Unterscheidungsmerkmale ist die Selbstkritik der Ceylonesen. Wo mancher Inder in Ausreden oder Schicksalsergebung flieht, da macht manch ein Ceylonese kein Hehl aus Fehlern und Mißständen. Sein Freimut ist ebenso wohlthuend wie verblüffend. „Uns fehlt es an Selbstdisziplin“, ist eine Redewendung, die man in letzter Zeit überall in Ceylon hören kann. Zum erstenmal hörte ich diese Äußerung von einem ceylonesischen Professor, der sich freundlicherweise bereitgefunden hatte, mich durch die Hörsäle und Laboratorien der hochmodernen Universität von Kandy zu führen, und

als ich ihn um eine Erklärung bat, sagte er: „Wir denken viel zu sehr an uns selbst. Der Kommunismus steht drohend vor unserer Tür, doch wir treiben die Günstlingswirtschaft entgegen allen besseren Einsichten weiter. Wir hängen immer noch an einer überkommenen Gesellschaftsordnung an. Gehen Sie auf unsere Dörfer, und Sie werden sehen, wie sehr die Volksaufklärung über soziale und hygienische Erfordernisse noch zu wünschen übrigläßt. Das Volk weiß wenig und soll nach dem Willen der Regierenden offenbar auch in Unkenntnis gehalten werden. Wir nennen uns Demokraten, doch die Aktionen unserer politischen Parteien waren bisher undemokratisch; sie wurden von eigensüchtigen Zwecken bestimmt. Kein Wunder, daß die Jugend Ceylons nach einem starken Mann verlangt, der für Sauberkeit und Ordnung sorgt. Die Chancen der Kommunisten liegen klar auf der Hand, und es ist kein Geheimnis, daß sich jeder zweite Student in Ceylon zum Kommunismus bekennt.“

Noch etwas anderes fällt im Gespräch mit Ceylonesen auf ihre Wertschätzung für die früheren Kolonialherren, die Engländer. Man scheut sich nämlich nicht, einzugestehen, daß sich in den dreizehn Jahren seit der Unabhängigkeit keine wesentlichen Fortschritte gezeigt haben. Man beklagt den überwuchernden Bürokratismus, das Regime der Beamten und den Einfluß der Geldleute. In offen ausgesprochenen, wenn auch nicht gerade leidenschaftlichen Reminiszensen ergeht man sich über die unbestechliche Korrektheit der britischen Verwaltung und über andere angelsächsische Tugenden. Freilich auch das Wort „Ausbeutung“ fällt noch hier und da.

„Die Engländer waren es“, erklärte der Universitätsprofessor, „die sich systematisch an die Aufforstung der Urwälder heranzumachten und im großen Stil die Tee- und Gummipflanzungen – unsere heutige Verdienstquelle – anlegten. Sie halfen, das Bildungsniveau zu heben; sie brachten die Kultur und die Wissenschaft des Westens nach Ceylon, heute sind sie unser erster Handelspartner – warum sollten wir ihnen böse sein?“ Man kann sich die Ceylonesen, zumeist jene feingliedrigeren, sanftmütigen, immer gern zum Lachen und Scherzen aufgelegten Abkömmlinge der singhalesischen Ureinwohner kaum als gewalttätige Naturen vorstellen. In ihren Sarongs, diesen luftigen, rockähnlichen Beinbekleidern, die ihnen bis zu den Füßen reichen, nehmen sie sich eher aus wie die Statisten einer heiteren Oper. Dennoch kann es geschehen, daß sie regelrecht aus der Rolle fallen. Im Mai des Jahres 1958 zum Beispiel gab es einige hundert Tote, als der Streit um die führende Landessprache zu einem offenen Bürgerkrieg ausartete, und zwar ging es darum, das von etwa 75 Prozent der Bevölkerung gesprochene Singhalesisch gegen Tamil, die Sprache der südindischen Einwanderer, zu verteidigen. Seitdem lebt Ceylon in einem latenten Spannungszustand. Ceylons damaliger Ministerpräsident Bandaranaike glaubte, im Frühjahr 1959 eine Sicherheitsverordnung erlassen zu müssen, die ihm diktatorische Vollmachten geben sollte. Es kam zu einem Generalstreik, es kam zu ständigen Parteifehden, zu lokalen Revolten und zu einem Zwist zwischen Politikern und buddhistischen Mönchen – und es kam zum tödlichen Revolverattentat auf den Premierminister. Leider bewirkten die Schüsse in Colombo nichts anderes als eine Kette von neuen Unruhen und Konfusionen. Heute nun, da Frau Bandaranaike das Amt ihres ermordeten Mannes übernommen hat und damit zum ersten weiblichen Premierminister der Welt wurde, sprechen Beobachter davon, daß Ceylon mehr als zuvor am Rande der Diktatur steht. Das neue Pressegesetz und die Versuche, die Oppositionsparteien von den Regierungsgeschäften auszuschließen, haben das nur allzu deutlich gemacht.

Doch genug von den Problemen Ceylons – ziehen wir von der feuchtschwülen Hauptstadt in kühlere Bergregionen. Es gibt dort eine Straße, die von Colombo nach der heiligen Stadt Kandy führt. Viele Weltenbummler, wie übrigens auch das staatliche Touristenbüro, nennen sie die schönste Straße der Welt. Und wirklich, man sollte diese knapp hundert Kilometer lange Strecke in Tagesetappen abwandern – so gelassen, unbekümmert und beschaulich wie die gelbgewandeten buddhistischen Mönche unter ihren schwarzen Regenschirmen. Schlanke Kokospalmen neigen sich über terrassenförmig angelegten Reisfeldern, in denen weiße Ochsen den Holzpflug ziehen. Die Gräser und Büsche am Straßenrand leuchten in satten, exotischen Farben. Nicht selten begegnet man einem Elefanten, der von barbrüstigen, bronzefarbenen Männern zur Arbeit geführt wird. Affen turnen in den Bäumen, buntgefiederte Vögel schwirren durch das Geäst. Das schrille Singen und Zirpen der Zikaden vermischt sich mit den Schreien der Papageien. Hinter den Hütten und Teeplantagen erheben sich bizarre und Berge. Man kommt an malerischen Flußläufen vorbei und hält in den Wäldern an, um den Arbeitern beim Anritzen der Gummibaumrinde zuzusehen. Noch lieber aber verweilt man an den hübsch geschmückten Bambusständen der Dorfmadchen, die für ein Spottgeld saftige Ananas und goldgelbe Kokosnüsse verkaufen. Man weiß nicht recht, ob Armut oder Koketterie die Mädchen dazu führt, fragmentarische Blusen zutragen.

Wenn dann der Abend kommt, braucht man um ein Nachtquartier nicht besorgt zu sein. Denn eine der liebenswertesten Eigenschaften der Ceylonesen ist die Gastfreundschaft. Dem Fremden kann es passieren, daß er während seines Aufenthalts in Ceylon keine Nacht im Hotel verbringt. Reiche wie Arme zeigen sich in rührender Weise um den Fremden bemüht; sie laden ihn in ihr Haus oder in ihre Hütte ein, geben ihm zu essen und zu trinken, ermuntern ihn dazu, in einen Sarong zu schlüpfen und lassen ihn an ihren Sorgen und Freuden teilhaben. Zumeist ist es die Freude, die den Ton an-

n viel z
or urse
ntgege
er noc
Sie au
Volke
e noc
ll nac
nis ge
ktionen
sch; si
Funde
erlang
r Kom
eimmis
nismu

n auf
e Eng
n, dat
keine
n über
nd der
auch
t mar
n Ver
eilich

essor
heran
tager
n, das
d die
unse
?"

rigen
auf
hner
ongs
is zu
tister
ß sie
zum
n die
aus-
t de
, die
Seit-
Cey-
, im
ssen
zu
n. zu
und
lver-
üsse
uhen
Amt
zum
chen
der
die
szu-



Frauen setzen die Reispflanzen

der
gibt
stadt
das
der
eter
un-
dhi-
nen.
an-
lug
in

em
ibt, und es wäre noch herauszufinden, in welchem Land der
Welt herzhafter gelacht wird als auf Ceylon. Dieses ceylonesi-
che Lachen umfaßt ganze Oktaven; es wird von den Männern
ebensogut beherrscht wie von den Frauen; manchmal scheint
sogar, daß die Männer die unbestrittenen Meister der hohen
und höchsten Töne sind. Allerdings schlägt man sich beim
Lachen nicht auf die Schenkel, sondern man wippt vernügte
mit den Beinen. Und wenn ein Ceylonese etwas Wichtiges zu
erzählen hat, dann schnalzt er nach jedem Satz sehr vernehm-
lich, als wolle er jedesmal ein phonetisches Ausrufezeichen
setzen. Es ist weniger formelle Höflichkeit als vielmehr eine
ganz natürliche Freundlichkeit, die den Umgang mit Ceylonesen
überaus angenehm macht. Einen Ceylonreisenden sollte man
in erster Linie darum beneiden, daß er die Möglichkeit hat, mit
vielen freundlichen Leuten zusammenzukommen.

Seit jeher wurde Ceylon mit dem Garten Eden verglichen, und
es konnte nicht ausbleiben, daß sich viele Legenden und
Märchen um dieses tropische Eiland bildeten. Adam soll nach
der Austreibung aus dem Paradies hier eine neue Heimat ge-
funden haben. Das Wahrzeichen der Insel, der 2240 Meter hohe
Adams-Peak, wurde gleichermaßen für Buddhisten, Christen
und Mohammedaner zum heiligen Berg.

Der alten ceylonesischen Chronik, dem Mahawamsa, zufolge beginnt die Geschichte Ceylons und seiner singhalesischen Bewohner mit Buddhas Eingang in das Nirwana. Ehe Buddha, der „Erleuchtete“, vor nunmehr 2500 Jahren die höchste Glückseligkeit, das wunschlose Nicht-mehr-Sein, erreichte, rief er Sakra, den König der Götter, um Schutz für den nordindischen Prinzen Vidschaja an, der zur gleichen Stunde Ceylon eroberte und sich mit einer Prinzessin aus dem ur-eingesessenen Stamm der Weddas vermählte. Aus dieser Verbindung entstand die Rasse der Singhalesen, die seitdem den überwiegenden Teil der ceylonesischen Bevölkerung bilden. Es vergingen jedoch noch dreihundert Jahre, bis ein anderer Prinz, nämlich Mahinda, der Sohn des großen indischen Kaisers Aschoka, die buddhistische Lehre in Ceylon ausbreitete, die Lehre: Leiden durch Mitleiden zu lindern, Haß mit Liebe zu begegnen, allen Geschöpfen den Frieden zu predigen und kein Lebewesen zu töten.

Diese Lehre des sogenannten „Kleinen Fahrzeugs“, die eigene Erkenntnis mit der Askese verbindet, hat sich bis auf den heutigen Tag in Ceylon erhalten. In den parkartigen Trockenwäldern und in den tropischen Dschungelwäldern Ceylons liegen die Klöster der mehr als 20000 buddhistischen Mönche. Von Buddha selber erzählt die Legende, daß auch er in Ceylon gewirkt habe

und hier zahlreiche Reliquien, wie Haare, Fußspuren und vor allen Dingen einen Zahn, hinterließ, der heute im heiligen „Tempel vom Zahn“ in Kandy aufbewahrt und verehrt wird. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte herrschten auf Ceylon über hundert Könige, deren Machtausübung jedoch unter starkem Einfluß der gelben Mönche stand. Die ausgegrabenen Königsstädte Anuradhapura und Polunaruwa mit ihren Riesenstatuen, Tempeln, Dagobas und kunstvoll angelegten Teichen gehören zu den bemerkenswertesten Kunstdenkmälern der Welt. Im Norden errichteten die immer wieder aus Südbindien nachrückenden Tamilen ihr Reich. Mit den Singhalesen haben sich die Tamilen niemals entscheidend vermischt, und bis in die Gegenwart hält die Rivalität zwischen den beiden Volksgruppen an.

In unseren Tagen nun, nachdem die Eroberer der letzten vierhundert Jahre – Portugiesen, Holländer und Engländer – die Insel verlassen haben, hat eine große Freundschaftsoffensive auf Ceylon eingesetzt. Die Weltmächte haben Ceylon als eine wichtige strategische Stellung im weltweiten Ringen um Macht und Einfluß erkannt. Und da die Ceylonesen den Rotchinesen Tschu-en-Lai ebenso freundlich empfangen wie den amerikanischen Vizepräsidenten oder die englische Königin, ist noch ungewiß, welchen Weg Ceylon schließlich gehen wird.

Lebendiges Metall

Von der Bronze- und Eisenzeit vor etlichen Jahrtausenden bis zum Auto und Kühlschrank ist ein weiter Weg, gepflastert – möchte ich bildlich sagen – mit Metall. Was wäre unsere Welt, was Zivilisation und Kultur ohne dies Material, ohne jene Menschen, die die Metalle entdeckten und verarbeiteten? Denken wir an die Geräte für den Haushalt, für die Bestellung des Ackers, an Werkzeuge, an Gefäße, so kommt uns das Metall in der Tat unentbehrlich vor, und wir können uns nur schwer vorstellen, daß es einmal Menschen gab, die ohne dies Material ausgekommen sind.

Auf anderer Ebene sehen wir die Waffen des Jägers bis zu den „neumodischen“ Mordinstrumenten, und wir erinnern uns an Turnier-Harnische, an die alten Rüstungen, bis zum „Rüstungspotential“ unserer Tage, vom gepanzerten Ritter bis zum kanonenbestückten Panzer, dem Stolz des Kriegsministers.

Aber nicht nur Nützlichkeit und Aggression der Metalle und ihrer Legierungen kommen uns bei diesem Thema in den Sinn, auch das Schmuckempfinden des Menschen ist mit diesem Werkstoff eng verknüpft. Hier nur einige Stichworte: Die bronzenen Armspangen, Fibeln, Nadeln und Gürtelplatten der Germanen entspringen dem dekorativen Gefühl des Menschen genauso wie der herrliche Goldschmuck der Etrusker, den die Gräber gerade in den letzten Jahrzehnten in ungeahnter Fülle freigeben. Nicht zu vergessen die prunkvollen gravierten Spiegel aus Bronze und Silber dieses Volkes, das in den Jahrhunderten v. Chr. landeinwärts am Tyrrhenischen Meere wohnte. Ein Blick in die christlichen Schatzkammern: Kirchen und Klöster besaßen und besitzen wahre Anhäufungen von geformtem Edelmetall, Kelche, Monstranzen, Kruzifixe, Buchdeckel aus dem Mittelalter und nicht minder aus der Barockzeit, Schätze, wie sie bei weltlichen Herrschern nicht schöner und reicher anzutreffen sind.

Das Metall, vor allem die Bronze, spielt auch außerhalb Europas, und zwar auf kultischem Gebiet eine große Rolle. Schon um 1000 v. Chr. treffen sich funktionales Denken und Schmuckempfinden in den chinesischen Sakralkesseln, Kübeln, Kannen und Bechern für den Opferwein, und auf dem anderen Kontinent erblühte die Inkakultur, gab es vor mehr als 2500 Jahren doch eine Goldschmiedekunst, deren gesamte Pracht man sich heute nur noch annähernd vorstellen kann.

Damit stehen wir am Eingang zur freien Kunst, zur Bildhauerei oder Plastik in Metall. Nicht nur aus Ton wurde modelliert, aus Stein gehauen, schufen die Chinesen ihre Bildwerke, die Inder, Mexikaner, die alten Ägypter, die griechische Antike, bildeten die mittelalterlichen Steinmetze die Figuren für die französischen und deutschen Kathedralen oder die italienischen Renaissance-Künstler ihre Marmorstatuen, nicht nur aus Holz wurde geschnitzt – das „lebendige Metall“ ist auf dem Sektor der Plastik ein gleichwertiges Material. Müßig hier zu untersuchen, ob Stein-, Holz- oder Metallbildwerke wertvoller sind!

Immerhin scheint die „edle Bronze“ auch heute noch Inbegriff des Wertvollen zu sein. Wie oft lesen wir z. B. an Bildwerken in modernen Ausstellungen „Gips für Bronze“; der Künstler hatte kein Geld, um sein Werk, in billigem Gips modelliert, in Bronze gießen zu lassen – aber Wunsch und Ziel bleiben: die Bronze. Ein Überbleibsel aus der idealistischen Renaissance? Da steht in Padua vor der riesigen romanisch-gotischen Kirche St. Antonius ein Reiterstandbild: der Generalkapitän venezianischer Landtruppen Gattamelata von Donatello. Zweifellos ein imponierendes Werk! Und nicht minder repräsentativ das Denkmal des Colleoni in Venedig, das Werk eines anderen Renaissance-Meisters, Verrocchio. Von hier gehen die Gedanken zu den römischen Standbildern, etwa der Reiterstatue des Kaisers Marc Aurel in Rom (2. Jahrhundert n. Chr.), zu den griechischen Göttern, Helden und Sportlern in Bronze, zu den Etruskern, und sie



Constantin Meunier, „Lastträger“ (Bronze)



Edwin Scharff, „Kardinal von Galen“ (Bronze)



Josef Enselen, „Bergmannskopf“ (Bronze)

schweifen zu mancher Scheußlichkeit in Erz aus dem letzten Jahrhundert ab bis zu den wiederum originalen Werken des lebenden Engländers Henry Moore.

In unseren Tagen treten neben die Bronze – z. T. wieder – andere Materialien, wie das Eisen, der Chromnickelstahl, das Aluminium und sogar „Abfälle“ aus Metall. Wir erkennen plötzlich, daß neben dem „schönen und edlen“ Material jeder andere Werkstoff durch phantasievolle und echte Künstler „salonfähig“ gemacht werden kann. So haben Picasso, Gonzales und in jüngerer Zeit der Amerika-Japaner Tajiri das Verdienst, aus Metallabfällen neue, skurrile – und, wie uns scheint, für unsere gespenstische Zeit typische Werke geschaffen zu haben. Man sieht, daß das Material allein nicht ausschlaggebend ist, sondern dem Wie,

dem, was der Mensch daraus macht, wesentliche Bedeutung zukommt. Alexander Calder nimmt Draht und Blechplättchen und erfindet seine (beweglichen) Mobile. Der Italiener Lardera formt „Gebrochene Rhythmen“ aus Eisen und Kupfer, der Berliner Hans Uhlmann baut abstrakt anmutende „Plastiken“ aus vernickeltem Stahl, Messing und Draht, und Peter Lipp, Mataré, Gies, Ehlers und Kurt Lehmann haben den Eisenguß wieder zu Ehren gebracht, während Jaeckel seine Masken, Tiere und Menschen aus Kupfer getrieben hat.

Vor diesem faszinierenden Panorama der Metalle, vor dem weltgeschichtlichen Hintergrund, den Metallarbeiter und Metallbildhauer geschaffen haben, baute die IG Metall anlässlich ihres Kongresses in Berlin eine eindrucksvolle Ausstellung „Lebendiges Metall“ auf. Örtlich

auf Europa und zeitlich auf die Jahrhunderte von der Gotik bis zur Gegenwart beschränkt, bietet diese Schau bei 230 Katalognummern ein verdichtetes Bild. Natürlich muß man z. B. an die berühmten Reiterstandbilder aus Venedig, Rom und Padua verzichten und auf das nicht minder bahnbrechende Bronzedenkmal Kaiser Maximilians in der Innsbrucker Stiftskirche. Aber Meuniers immerhin über zwei Meter hoher Lastträger ist da und Mascherinis noch größere „Cantico dei Cantici“ aus Marl, um fast alle oben genannten modernen Künstler sind hier vertreten.

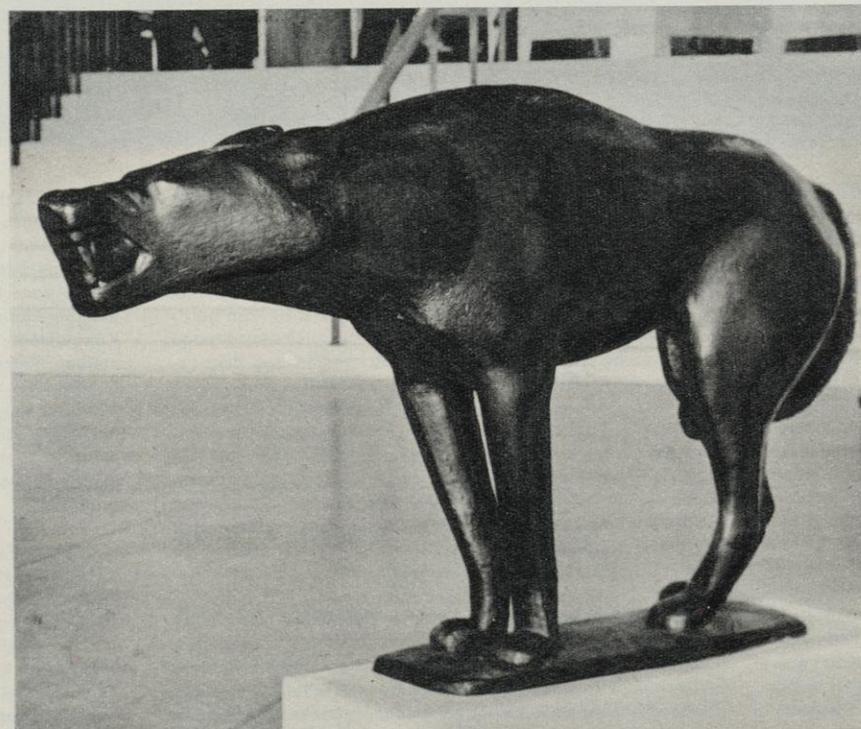
Dieser wertvollen Veranstaltung der IG Metall wurde nicht nur von der Tagespresse verdienstvolles Lob gespendet, die 22000 Besucher, darunter erfreulich viele junge Menschen, waren konkreter Beweis für das Interesse aller Bevölkerungskreise. Am liebsten hätte man sich diese Auswahl von Gerätern Kunsthandwerk und moderner Kunst aus Metall als dauernde Einrichtung gewünscht. Aber wer von den zahlreichen deutschen Museen und in- und ausländischen Sammlern möchte für längere Zeit auf seinen Besitz verzichten?

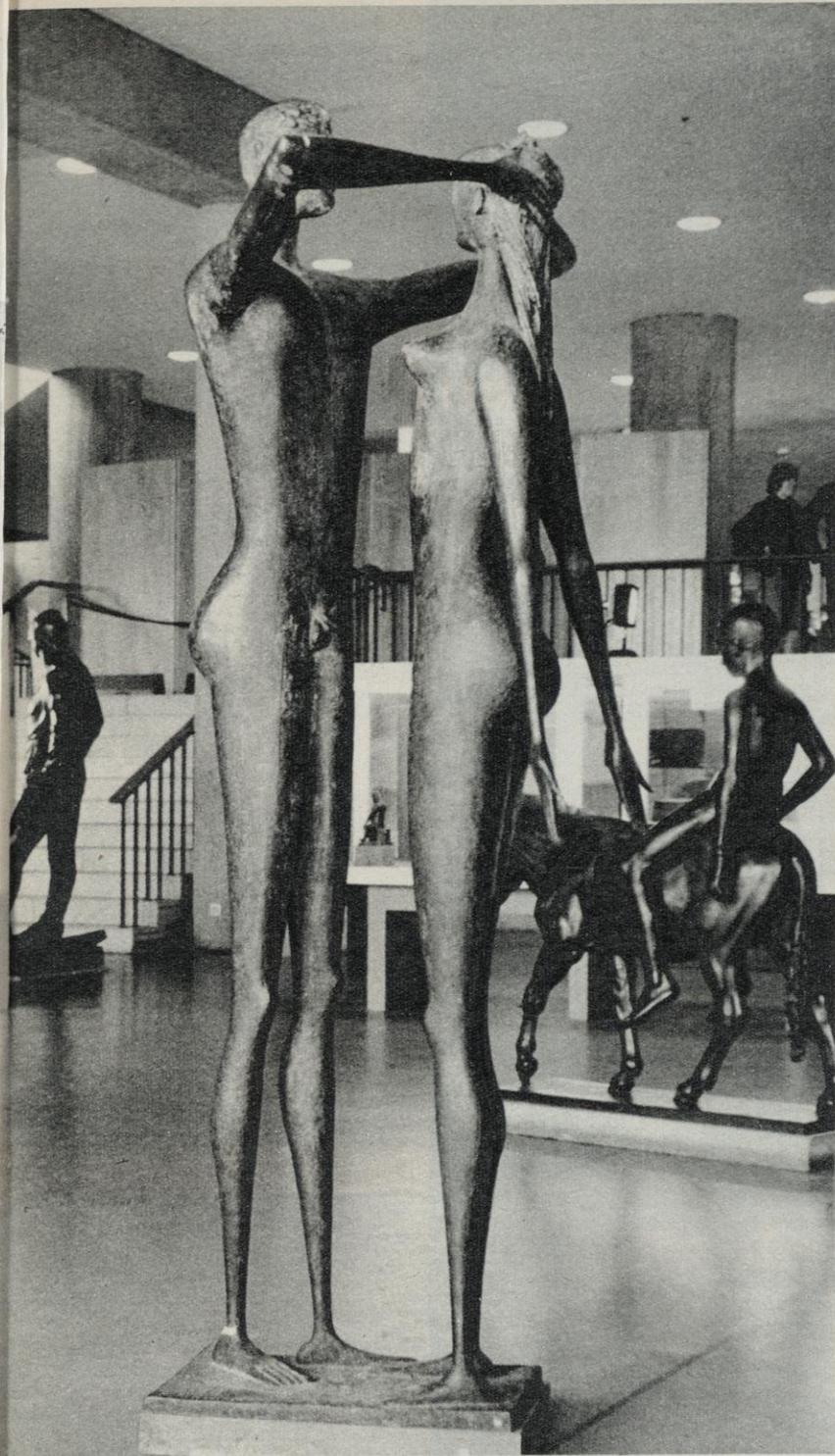
Um so dankbarer wird die Bevölkerung des westdeutschen Reviers sein, daß die Schau nun auch in Bochum gezeigt werden konnte. Aus dieser Industriestadt kommen auch die Worte, die wir abschließend wiedergeben. Sie sind der Eröffnungsansprache entnommen und stammen vom Vorstandsmitglied der IG Metall Willi Michels:

„Ich glaube, daß die Aussage, die durch diese Ausstellung getroffen wird, für unsere Zeit ebenfalls eine Mahnung sein kann. Metall in dieser Formgebung dient dem Menschen und gereicht ihm zur Freude. Die geschichtliche Entwicklung gerade unseres Landes hat aber gezeigt, daß das Metall durch eine andere Formgebung zum Fluch werden kann. Möge diese Ausstellung zur Freude am Metall beitragen...“

Günther Ott

Philipp Harth, „Chimäre“



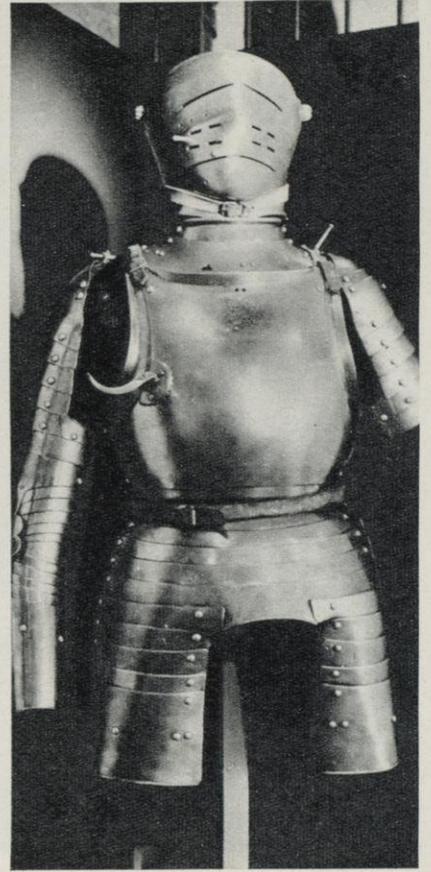


Marcello Mascherini (Bronze)

Fotos: Udo Hoffmann

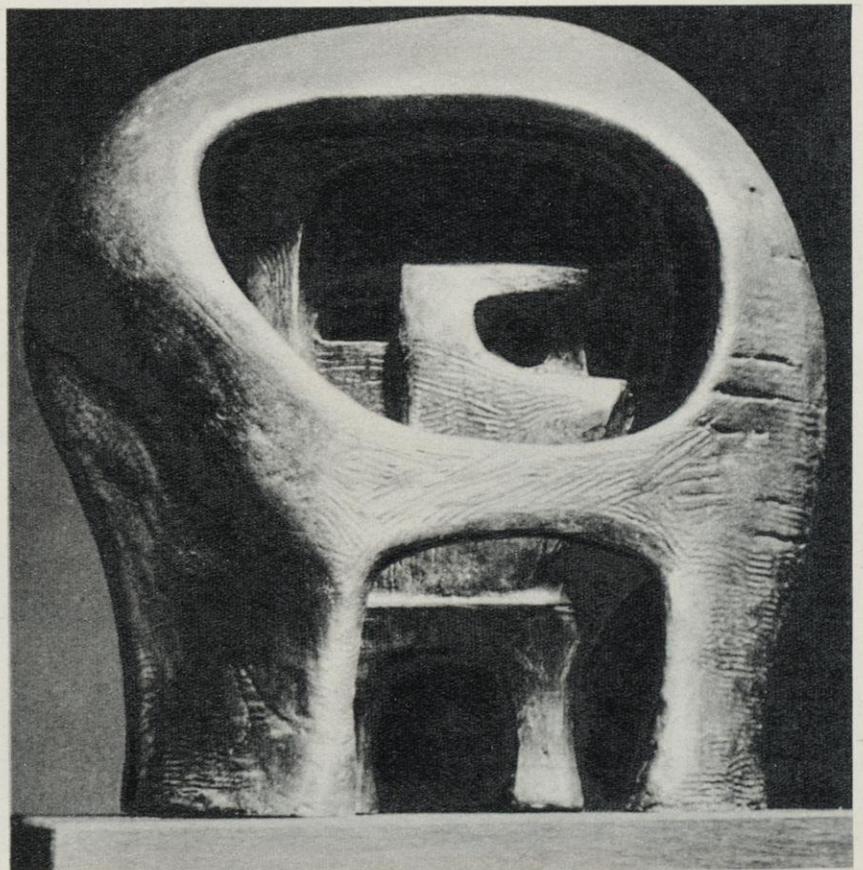


Jaap Mooy, Ikarus (Eisenschrott, geschweißt)

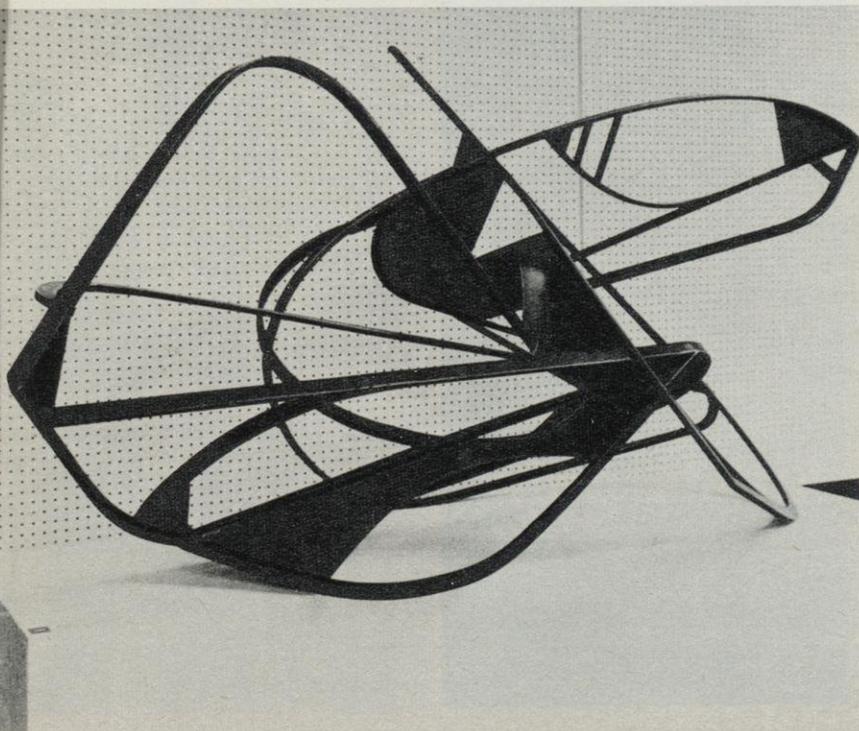


Rüstung

Henry Moore, „Helm“ (Bronze)



Walter Bodmer, „Eisenplastik“





Modenschau

im



Museum

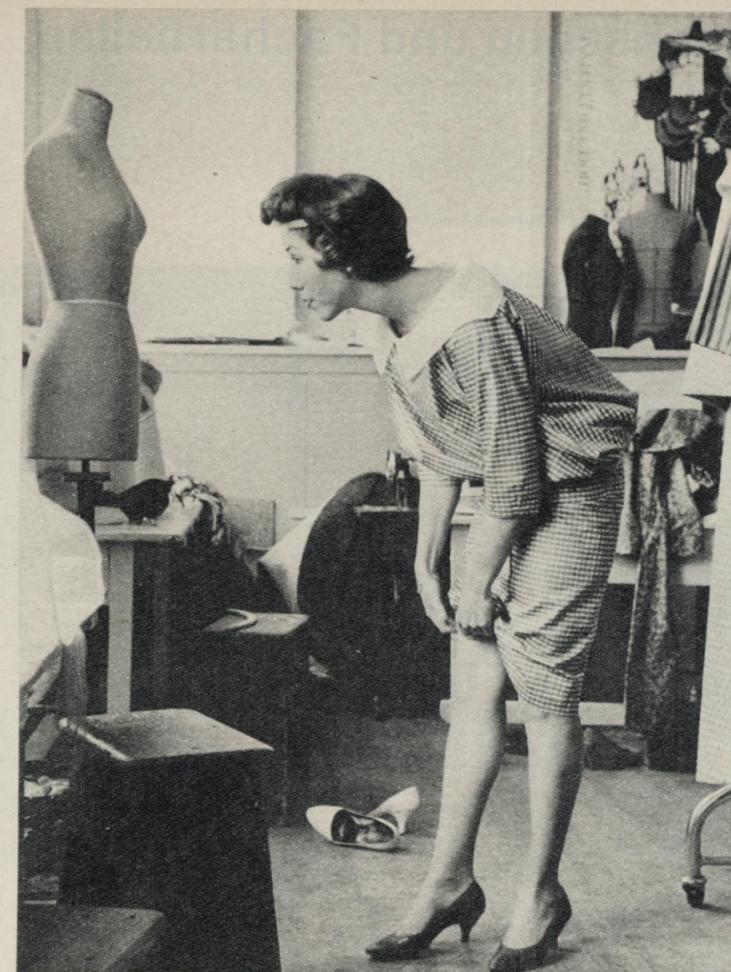
in

Amsterdam



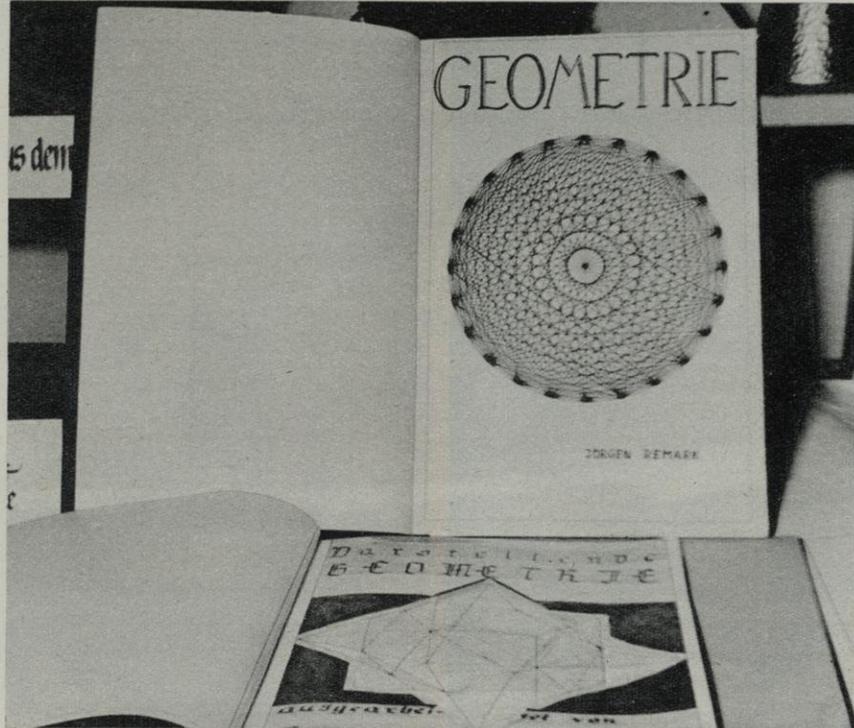
Das Stedelijk-Museum in Amsterdam ist wegen seiner Kunstschätze weltbekannt. Weniger bekannt ist, daß die Schülerinnen der Kunstgewerbeschule Amsterdams dort alljährlich eine große Modenschau veranstalten. Moderne Kunst ist also an einem Tag vereint mit moderner Kleidung und viel jugendlicher Anmut. Die meisten dieser Mädchen möchten nach der Prüfung ihrer selbstgenähten Kleider gern im Modefach bleiben. Andere wenden sich modeverwandten Berufen zu und werden Entwerferinnen für Stoffmuster, Weberinnen oder unter Umständen auch Mannequins. Die vom Glück besonders begünstigten richten einen Modosalon ein.

(Fotos: Leonard Freed, Amsterdam)



Menschen und Facharbeiter

Die Berufsgrundschule Hibernia weist neue Wege



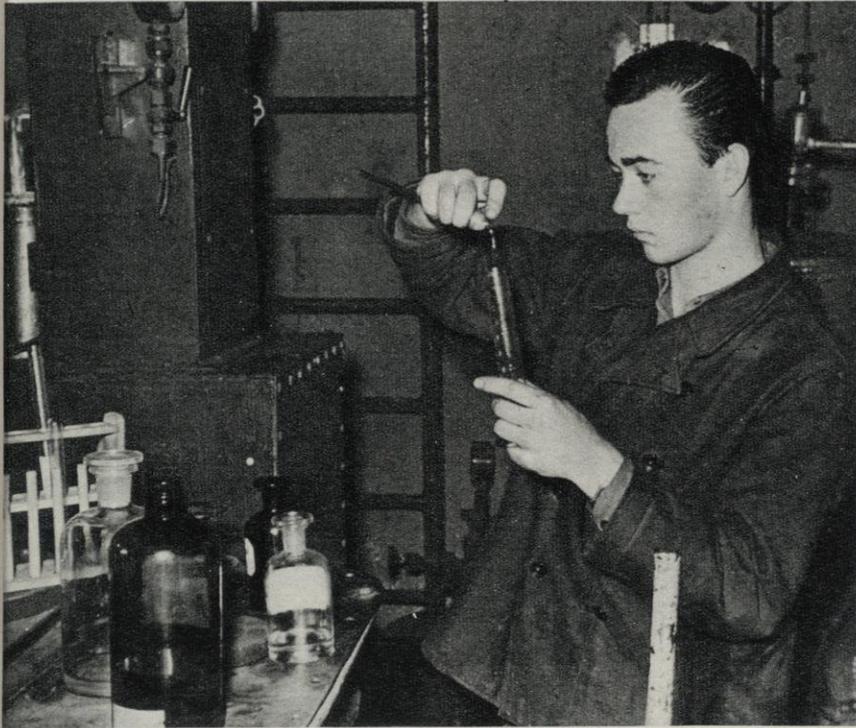
Fotos: Udo Hoffmann

„Schule von morgen“ stand über dem Teil der Westfalenhalle, wo die Berufsgrundschule „Hibernia“ während der Dortmunder Schulausstellung ihre Arbeiten zeigte und über ihre Arbeitsweise informierte. Nicht alle, die sich das damals anschauten, waren der Meinung, daß die Schule von morgen so oder so ähnlich arbeiten müsse. Wer ein wenig an dem Stand verweilte, konnte Fachleute hören, die sich recht kritisch äußerten, und Laien beobachten, die kopfschüttelnd dies und das betrachteten und skeptische Fragen stellten. „Ob das nun wirklich einen Sinn hat, daß Schlosserlehrlinge die knappe Lehrzeit dazu verwenden, Figürchen aus Ton zu kneten und ähnlichen Firlefanz zu machen?“ Was müßten die im Namen der nüchternen Sachlichkeit und des gesunden Menschenverstands redenden Kritiker erst sagen, wenn sie die Hibernia-Schule in Wanne-Eickel besuchen und dort Elektriker und Maschinenbauer beim Theaterspielen oder in der Gymnastikstunde erleben würden?



Das alles tut man nämlich in dieser Bildungsstätte, die Schule und Lehrwerkstatt in einem ist. Man handelt dabei nach einem wohlüberlegten Plan, und man hat gute Gründe dafür, die künftigen Facharbeiter nicht nur mit dem Wissen und Können auszurüsten, das sie für ihr Fach brauchen. Einer der großen Irrtümer, mit denen unser Bildungs- und Ausbildungswesen belastet ist, besteht nämlich in der Vorstellung, daß diese Ausrüstung noch möglich wäre. Früher hat es das einmal gegeben. Wenn da einer die Handgriffe und Fertigkeiten, die in seinem Beruf gebraucht wurden, erlernt hatte, mit den berufsüblichen Materialien vertraut war und dann noch ein wenig zeichnen und die vorkommenden Berechnungen ausführen konnte, da hatte er ausgelernt. Das gibt es heute nicht mehr. In unserer technisch-industriellen Welt müssen alle, vom angelernten Arbeiter bis zum Ingenieur, vom Büroangestellten bis zum Generaldirektor, dauernd umlernen und hinzulernen. Ob einer dazu fähig ist, ob er lernen kann, darauf kommt es heute an. Lerntüchtig aber ist nur der Mensch, in dem alle Kräfte des Geistes, der Seele und des Körpers sich entfalten konnten und dauernd geübt werden.

Im Dienst dieser Kräfteweckung und Übung steht die dreifache Schulung in der Hibernia-Berufsgrundschule: die geistige, die künstlerische, die handwerklich-technische. Die erste und die dritte wird auch anderswo betrieben; eine Besonderheit – und für viele ein Stein des Anstoßes – ist die künstlerische. Natürlich ist niemand dort so naiv, zu glauben, man könne jeden Jungen zu einem Bildhauer, Maler oder Musiker machen. Aber daran glaubt man, daß in jedem Menschen der Drang steckt, frei und ohne Vorschrift etwas bauen, etwas machen zu können, und daß in jedem auch gestalterische Kräfte sind, die nur geweckt und geübt werden müssen. Und wer sich die Köpfe, Tiere, Gegenstände im Arbeitsraum und in der Ausstellung der Schule ansieht, muß zugeben, daß dieser Glaube keine Illusion ist. Aber muß so etwas nun gerade während der Lehrzeit geschehen? Nun, gerade in diesem Alter ist ein junger Mensch soweit, etwas ordentlich anfassen, mit Werkzeug und Material zurechtkommen zu können. Hinzu kommt, daß dieses freie Gestalten in Holz, Ton, Metall das unerläßliche Gegengewicht schafft zu dem gebundenen nach Zeichnung, Maß und Vorschrift, das eben um diese Zeit ja an den Lehrling herankommt und ihn mit dem harten Zwang der Sache packt. Und niemand soll glauben, daß dieser harte Zwang den Jungen – ab Ostern werden auch Mädchen dort sein – in der Hibernia-Berufsgrundschule geschenkt wird. Im ersten Jahr werden die handwerklichen Grundtätigkeiten der Metall- und der Holzbearbeitung erlernt, im zweiten rückt das Arbeiten mit der Maschine, mit den Arbeitsmitteln der modernen Technik in den Vordergrund, und wenn darin im dritten Jahr die notwendige Sicherheit erworben wurde, wird im vierten an Auftragsarbeiten in dem Betrieb, aus dessen Lehrwerkstatt die Schule hervorging, oder an anderen Reparatur- oder Fertigungsaufträgen bewiesen, daß der Facharbeiterbrief, den die Schule ausstellen kann, zu Recht gegeben wird. Während dieser vier Jahre geht die geistige Schulung mit der praktischen Hand in Hand. Das beginnt mit allgemeinbildenden Fächern wie Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie, Anthropologie und geht dann in



dem Maße, wie sich die Ausbildung nach Fachrichtungen spezialisiert, ins Fachtheoretische über. Bei allem aber ist leitender Grundsatz, daß man nicht Fachleute ausbilden will, die nebenher – vielleicht in der Freizeit – auch Menschen sind, vielmehr werden Menschen gebildet, die ihr Fach verstehen. Zur Menschenbildung gehört auch, daß man in dieser Ganztagschule miteinander leben lernt, daß man das Angewiesensein auf den anderen in allen Bereichen des Tuns und Verhaltens erfährt.

Die Schule ist heute ein Gemeinschaftsunternehmen. Eltern und Lehrer bilden den Schulverein, der Schulträger ist. Es werden keine Aufnahmeprüfungen durchgeführt, man nimmt die nach dem Urteil der vorangehenden Schule weniger Begabten ebenso auf wie die Begabten. Nur den Eltern wird eine Bedingung gestellt: sie müssen sich zur Mitarbeit verpflichten. Sie tun es gern, und sie arbeiten auch wirklich mit.

Für Ostern liegen jetzt schon mehr Anmeldungen vor als in den einstweilen noch begrenzten Räumen Schüler untergebracht werden können. Die Schule hat sich trotz vieler Widerstände durchgesetzt, weil die Eltern erfahren haben, daß mit ihren Kindern das heute Notwendige und also Richtige geschieht: In dieser Bildungsstätte werden junge Menschen dazu erzogen, den Zwang der Sache zu bestehen und trotzdem Menschen zu bleiben, sich der Forderung des modernen Arbeitslebens auf Spezialisierung zu unterwerfen und dennoch unverkümmert, ganz und damit lebenstüchtig und lernfähig zu sein.

Cato



Der Mann, der den Robinson Crusoe schrieb

Zu Daniel Defoes 300. Geburtstag

Vor dreihundert Jahren, im Herbst des Jahres 1660, wurde Daniel Defoe, der Verfasser des „Robinson Crusoe“, geboren. Dieser erste und immer noch berühmteste aller Abenteuerromane wurde sofort ein „Schlager“ und ist seitdem von jeder nachfolgenden jungen Generation durch die Jahrhunderte in England und den meisten anderen Ländern der Welt verschlungen worden. Der volle Originaltitel des Buches lautete: „Leben und seltsame Abenteuer von Robinson Crusoe, Yorker Seemann; der achtundzwanzig Jahre ganz allein auf einer unbewohnten Insel vor der Küste Amerikas, nahe der Mündung des großen Flusses Oroonoke, zubrachte; nachdem er an das Gestade durch Schiffbruch geworfen, wobei alle Mann außer ihm umkamen; mit einem Bericht, wie er zuletzt durch Piraten erlöst wurde; – geschrieben von ihm selbst.“

Natürlich hat jener Matrose das Buch nicht geschrieben, ebensowenig wie sich die ganze Geschichte wie geschildert zugetragen hat. Sie mußte damals aber als Tatsachenbericht aufgetischt werden, weil im 18. Jahrhundert sich niemand einen Roman – also bloße Hirngespinnste – aufbinden lassen wollte. Wahr war allerdings, daß in London ein schottischer Matrose namens Selkirk aufgetaucht war, der wohl ähnliche Erlebnisse gehabt hatte, die Daniel Defoe dann phantastisch weiterspannte. Über das Buch braucht bei seiner Allbekanntheit nichts gesagt zu werden. Wer es in seiner Jugend zu lesen versäumt hat, kann das noch im Alter mit unvermindertem Genuß nachholen.

Hier soll von seinem Verfasser die Rede sein, dessen Laufbahn selber abenteuerlich genug war. Als Daniel Defoe auf die Idee kam, den „Robinson Crusoe“-Roman zu schreiben, stand er in seinem 60. Lebensjahr. Er hatte bereits eine ganze Karriere, nein, ein halbes Dutzend Karrieren hinter sich und eigentlich durchaus verdient, sich zur Ruhe zu setzen. Freilich, hätte er diese zusätzliche Altersleistung nicht noch vollbracht, wäre er nicht so berühmt geworden und würde sich wahrscheinlich heute kein Mensch mehr seines Namens erinnern. Dabei hätte er selber sich gewiß nicht von diesem Romanwerk den großen Nachruhm träumen lassen. Schlug er doch ganz andere Dinge, die er im Leben geleistet hatte, weit höher an und beklagte höchstens, mitunter sogar bitterlich, daß sie ihm nicht die gebührende Achtung und entsprechende Bezahlung einbrachten.

In eine Kleinbürgerfamilie mit Krämerladen in der Londoner City hineingeboren, wurde Daniel selbst zunächst Kaufmann, allerdings größeren Stils, als es das väterliche Geschäft zuließ; auch seinen einfachen Vatersnamen Foe erhöhte er durch ein adlig klingendes de zu DeFoe. Er war knapp dreißig Jahre alt, als er das erstmal großzügig Bankrott machte. Das schreckte ihn aber nicht ab, sich weiter lebhaft, oft selbst begeistert für Handelssachen und große Projekte zu interessieren. So machte er eine Ziegelei und Backsteinfabrik auf, die glänzend ging, doch ihn dann ein zweites Mal in Bankrott landete. Es brachte ihm Prozesse, Gefängnis, Verstecken und Verfolgungen ein; als 70-jähriger, kurz vor seinem Ende, mußte er noch einmal vor seinen Gläubigern davonlaufen. Der Allerweltskerl Daniel Defoe hatte mehr Interessen, als für ersprießlichen Handel gut war. Zunächst und all sein Leben lang war er ein eifernder Puritaner, ein Dissidentischer

Protestant, in stetem Konflikt mit der anerkannten anglikanischen Hochkirche. Er fand es als guter Protestant zwar durchaus verträglich, Gott wie Mammon zu dienen. Aber wie er später, als er über alles das so belehrend schrieb, zugeben mußte, waren seine vielseitigen Interessen an Politik und öffentlichem Leben seinen Geschäften verhängnisvoll.

Nach diesen kommerziellen Fehlschlägen griff er zur Feder. Sein erstes Buch waren Essays über Projekte mit allerlei praktischen oder auch weniger brauchbaren Vorschlägen zur Besserung der Zustände im Lande (und nebenbei auch seiner eigenen; galt es doch, Brot zu schaffen für die Familie, denn die reiche Frau, die er geheiratet hatte, war nunmehr nur noch kinderreich). Daniel Defoe war unstreitig ein Mann von Ideen und, wie sich bald herausstellte, ein begabter Schriftsteller. Er verfaßte Broschüren und politische Flugschriften am laufenden Band, ihrer gefährlichen Inhalte und provozierenden Form wegen meist anonym. Es werden ihm im ganzen nicht weniger als dreihundert solcher Schriften nachgewiesen, verteilt auf etwa dreißig Jahre.

Um das Jahr 1700, also ziemlich am Anfang seiner agitatorischen Tätigkeit, verfaßte er ein langes Spottgedicht in Knüttelversen „The true-born Englishman“, etwa „Der rein-rassige Engländer“, das ihn mit einem Schlage berühmt machte. Es war eine Satire, die Rassenwahn gründlich lächerlich machte. Die Engländer, vorübergehend damals vom Rassendünkel angekränkt, waren erst böse, dann ein wenig beschämt und schließlich lachten sie darüber. Daniel Defoe selber war so stolz auf dieses gelungene Literatenstück, daß er nachfolgende Schriften, soweit er sich offen dazu bekannte, nicht anders als vom „Verfasser des True-born Englishman“ zeichnete.

Mit einer anderen bissigen Broschüre, einer Religionsstreitschrift, betitelt „Das kürzeste Verfahren mit Protestanten“, machte er besonders böses Blut. Fahndung, Verhaftung, Verurteilung waren die Folge. Während er im Gefängnis saß, bereitete er sein Erscheinen am Pranger, wozu er verurteilt worden war, in wahrer Tollkühnheit damit vor, daß er eine satirische „Hymne auf den Pranger“ schrieb. Sie wurde in den Straßen von London an dem Tage verkauft, als er am öffentlichen Pranger stand. Der Pöbel jubelte. Statt, wie es sonst wohl geschah, den armen Sünder in der Klemme mit faulen Eiern und stinkenden Fischen zu bewefen, bekränzten die Leute ihn mit Blumen und tranken auf sein Wohl. Es war einer der Höhepunkte in Daniel Defoes Leben!

Irgendwie erwarb Defoe sich Vertrauen in Regierungskreisen und gewann sogar die persönliche Freundschaft des englischen Königs Wilhelm von Oranien, der schließlich ja auch nicht gerade ein „rein-rassiger Engländer“ war; er war zudem ein Protestant und Liberaler. Dieser freche und populäre Pamphletier Defoe konnte sich doch als ungemein nützlich erweisen, wenn es darum ging, politische Absichten und Pläne der Regierung plausibel zu machen. Welche Propagandakaneone er war! Bald ging er bei der Regierung ein und aus, benutzte aber wohlweislich stets den Hintertreppenaufgang. Vertraulich raunte er dem Premierminister zu: „Wenn ich Minister wäre, würde ich mich bemühen herauszufinden, was die Leute im Lande über mich und meine Politik wirklich denken.“ Er bot sich an, das selber praktisch zu betreiben. Als Geheimagent der Regierung reiste er



Daniel Defoe

dann im ganzen Land umher. Später erweiterte er seinen offiziellen Spionage- und Informationsdienst nach Schottland hinein, wo er erfolgreich für die Union der beiden Königreiche arbeitete. Solange die Absichten der Regierung mit seinen eigenen patriotischen und weltanschaulichen Überzeugungen zusammenfielen, war alles schön und gut. Mit den Jahren aber, als Tory-Regierungen am Ruder waren, gestalteten sich solche Dienste hinter den Kulissen weit kritischer und zweideutiger. Er ließ sich sogar dazu herbei, als Journalist in die Redaktion einer gegnerischen Zeitung zu gehen, um darin den Ton der Zeitung und ihre Leitartikel von innen her zu doktern; er brachte dies Stück „Fünfte-Kolonnie-Arbeit“ unglaublich geschickt zuwege. In all den verwickelten und verzwickten Situationen geriet er häufig in die Patsche, aus der er sich aber immer wieder, wie ein Mönchshausen am eigenen Schopf, herauszog.

Bei all seiner vielseitigen Inanspruchnahme hatte er neun Jahre lang seine eigene Zeitung herausgegeben, die zwei- bis dreimal die Woche erschien und die er eigenhändig von Anfang bis Ende schrieb, mit Leitartikel und allem. Wenn es gerade nichts politisch Aktuelles zu berichten gab, druckte er einen unpolitischen Aufsatz, damals Essay genannt, auf der Frontseite. Auch das war eine Neuerung. Er schrieb so einfach und ungekünstelt, daß ein jeder, der des Lesens überhaupt fähig war, es auch verstehen konnte. Waren bis dahin Zeitungen und Zeitschriften so gut wie ausschließlich nur für die gebildeten Schichten da, war er der erste in England, der sie in den Gassen populär machte und ein Massen-Zeitungspublikum schuf. Er trat für viele fortschrittliche Dinge ein, seiner Zeit oft viel voraus. Schon 1709 propagierte er in den Spalten seiner Zeitung, der „Review“, so etwas wie einen Europarat, der allem Krieg in Europa ein Ende bereiten sollte.

Daniel Defoe machte sich viel persönliche Feinde, aber er war ein Mann, dem ein frischfröhlicher Strauß, vor allem mit der Literatenmeute, höllischen Spaß bereitete. Ein ihm übelwollender Kritiker, der ihn als Schriftsteller und Poeten herunterriß, machte ihm dieses zweideutige Kompliment: „Wärest du nur bei deiner leidigen Politik geblieben, wo dein Genius anscheinend in der richtigen Sphäre war und wie ein Glühwurm in dunkler Nacht leuchtete.“ Und doch sollte er gerade in der Romanschriftstellerei alle seine zeitgenössischen Literaten an Nachruhm weit überstrahlen.

Vielleicht war es nicht so sehr, daß der alternde Defoe die Politik aufgegeben hatte, als vielmehr, daß diese, die unter den Tory-Regierungen mehr und mehr ins reaktionäre Fahrwasser geriet, ihn zum alten Eisen warf. Nachdem er denn mit seinem „Robinson Crusoe“ einmal auf den Geschmack gekommen war, schrieb er in schneller Folge einen Roman nach dem anderen. „Moll Flanders“, „Roxana“, „Colonel Jack“, „Der Hochland-Schurke“, alles packende Erzählungen, deren menschliche, allzumenschliche Helden Vagabunde, Kriminelle, Prostituierte und Abenteurer sind, Leute, die durch Witz und Verschlagenheit ihre Existenz fristen – ganz wie Daniel Defoe selber.

Paul Stamford

Das neue Jahr ein paar Tage nach seiner Ankunft

Nun habt ihr mich beim Kragen
Ich bin das neue Jahr
Heute vor sieben Tagen
Da dürftet ihr mich nicht fragen
Weil ich da beschickert war

Na wenn schon
Na wenn schon
Es war ja die erste Nacht

Ihr habt mich ganz groß empfangen
Es war wirklich wunderbar
Mit Sekt und Konfetti und langen
Bunten papierernen Schlangen
Daß ich ganz benommen war

Vor lauter
Vor lauter
Vor lauter lauter Glück

Ich versprech euch was ich hatte
Alle Tage meiner Zeit
Ihr packtet den ersten in Watte
Und auch noch der nächste hatte
Eine gewisse Feierlichkeit.

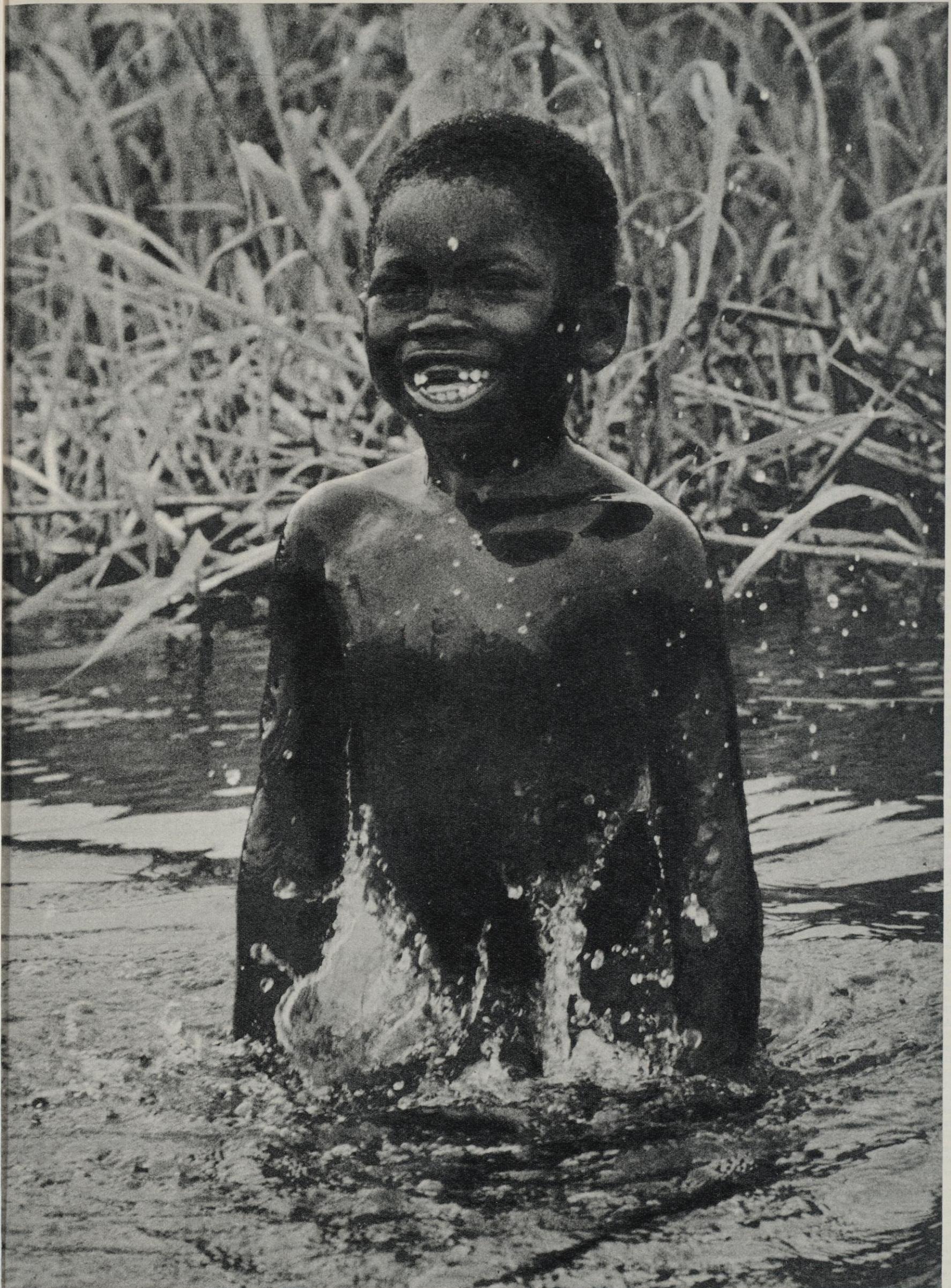
Da war ich
Da war ich
Da war ich ganz gerührt

Ihr hattet eine Menge vor
Nun wird es langsam Zeit
Fangt endlich an und legt mal vor
Ihr flüstert mir doch ins Ohr
Daß ihr so tüchtig seid

Nun bin ich
Nun bin ich
Nun bin ich mächtig gespannt

Gerd Angermann

Comet Foto ▶





Die Fahrt nach Tucson

Von Nora Bräuner

Das ist gerade fünf Jahre her, ein bißchen länger sogar. Bei Los Angeles hingen die Bäume voll Orangen, und in der Wüste, durch die wir fuhren, blühten die großen weißen Kerzen der Yucca. An der Kreuzung kletterte ich aus dem Autobus und hinter mir ein Sergeant in Uniform, mit dem Streifen vom Überseedienst an der Bluse.

Wir sehen dem Autobus nach, der fährt runter an die mexikanische Grenze, und dann nehme ich mein Köfferchen mit dem Sonntagsanzug, und wir gehen auf die andere Straße, die da von San Diego überkommt. Und da war nichts an dieser Kreuzung, nur das breite weiße Zementband der Straße und ein paar Sagebrushbüsche wie graugrüne Punkte im Sand, und wir zwei. Er war ein mächtig langer Kerl, breit in den Schultern und schmal in den Hüften, und er hatte schwarzes Haar und helle Augen und einen breiten Mund, der ständig grinste – genau der Typ, dem alle Mädels nachlaufen, und zwei Ordensbändchen hatte er auch. Ein Teufelskerl.

„Na, wohin geht's?“ sagt er und grinst, als hätte er lauter weiße Zähne von einem Ohr zum andern.

„Nach Tucson, Sir.“

„Da haben wir den gleichen Weg. Tom mein Name.“

Wirklich ein netter Kerl, stellt sich mir mit dem Vornamen vor, und ich war damals doch nur ein Lauser.

„Ed heiß' ich, Ed Winters.“ Und wie ich sehe, daß er auf mein Köfferchen guckt: „Ich will nämlich übers Wochenende nach Hause, Sir – äh, Tom –, den Montag hab' ich mir frei genommen. Die Daisy heiratet morgen, das ist meine Schwester.“

„Donnerwetter, hast du sie so gern? Da ist es sicher die einzige?“

„Nein, die Liebblingsschwester. Ich hab' fünf, und drei Brüder.“

„Allerhand“, sagt er und lacht.

„Und Sie“, sag' ich, „Sie haben sicher die Gelben gejagt in Korea?“

„Da kannst du drauf wetten“, sagt er.

„Die sind sicher gelaufen, was sie konnten? Das muß lustig sein!“

„Da kannst du drauf wetten“, sagt er und guckt mich ganz komisch an. „Mal haben wir sie gejagt, und sie sind gelaufen, mal haben sie uns gejagt, und wir sind gelaufen, über die ganze Halbinsel der Länge nach, runter – rauf! Und ob das lustig war, mein Jungchen!“

„Na“, sag' ich und schau auf die leere Straße. „Wenn da nichts kommt, da geh' ich ein Stückchen inzwischen. Wiedersehen!“

Und ich nehme das Köfferchen und ziehe los, denn ich hab' mich mächtig geärgert, wegen dem Jungchen und überhaupt, wo doch jeder weiß, daß das nur dreckige Farbige sind in Korea.

„Na, na“, sagt er, „he! Hör mal! Autobus kommt da paar Stunden keiner, und mit Autostopp wirst du mit mir besser weiterkommen. Einen Halbwüchsigen allein nimmt heut keiner mit, es passiert zuviel.“

„Ich bin sechzehn“, sag' ich steif, „und ich erhalt' mich selbst, ich arbeite in einer Garage bei Los Angeles.“ Aber stehen blieb ich doch.

„Garage ist gut“, sagt er, „Garage ist prima, da ist Geld drin. Und dein Alter, repariert der auch Autos?“

„Meine Leute sind Farmer, zwölf Meilen von Tucson. Kühe und so.“

Inzwischen kommt ein Wagen mit einem Neu-Mexiko-Nummernschild, biegt in unsere Richtung und hält, noch ehe Tom richtig die Hand hebt. Eine blonde Frau sieht aus dem Fenster: „Wohin?“

„Tucson, Madam.“

„Ist recht. Wir fahren durch, noch in der Nacht.“

Tom setzt sich vorn neben die Frau, und ich hinten in den Fond. Der Fliegerkapitän am Steuer, ein kleiner dunkler Mensch mit einem finsternen Gesicht, reicht Tom schweigend eine Flasche und nimmt dann selbst einen Schluck, ehe er startet. Auf dem Sitz neben mir schnurrt eine Siamkatze. Ich nehm' sie auf den Schoß und streichle sie.

Niemand sagt was. Draußen fliegt die Wüste vorbei, hier und da ein stacheliger Busch oder ein Joshuabaum wie ein laufender Mensch. „Direkt von Korea?“ sagt schließlich der Kapitän und wendet den Kopf halb gegen Tom.

„Ja“, sagt Tom. „Und Sie, Kapitän? Fliegen Sie wieder zurück?“

„Für mich ist der Spaß zu Ende.“ Er tippt auf das Verwundetenabzeichen auf seiner Brust. „Ich komme gerade vom Schiff. Bess hier hat mich in Frisco mit der Karre abgeholt.“

„Wär' mir lieber, wenn Bess die Karre auch zurückfahren wollte. Die Flasche war halbleer.“

„War's schlimm mit der Verwundung?“ fragt Tom.

„Mäßig. Das ist verheilt; nur zum Fliegen langt's nicht mehr.“

Mimosenduft weht durch's Fenster herein. Eine Siedlung – man sieht die Häuser und Gärten nicht, nur eine kilometerlange, hohe Hecke gelblühender Mimosen. Und plötzlich tritt, fünfzig Meter vor uns, ein großer Hund aus der Hecke. Ein wunderschöner weißer Hund mit kurzem Haar, er läuft quer gegen uns über die Straße. Der Kapitän nimmt den Fuß vom Gashebel, langsam, Sekunden zu spät. Es geht alles so schnell, der weiße Hund ist gerade vor dem Kühler, er hat Sorgenfalten im Gesicht und gute braune Augen und einen Ausdruck unendlichen Vertrauens zu den Menschen. Wenn ich hundert Jahre lebe, nie werd' ich vergessen, wie er uns ansah – grad als er unter die Räder ging. Er schrie schrecklich unter dem Wagen, nur einen Augenblick.

Der Wagen läuft weiter, der Kapitän hatte den Fuß noch immer nicht richtig auf der Bremse. Wir sitzen alle starr, ich lasse die Katze los, meine Arme hängen herunter. Die Frau wendet sich um und sagt mit einer hohen, unnatürlichen Stimme: „Mögen Sie keine Katzen?“

Illustrationen: Siegfried Reiche

„Doch“, sage ich, und es ist mir ganz elend, „ich mag auch Hunde.“ Wir hatten immer einen Hund auf der Farm, einen großen, so groß wie der weiße.

Der Kapitän schreit fast: „Ich kann doch nichts dafür!“

„Natürlich nicht, Jim“, sagt Bess schnell.

„Er ist gerade in die Räder gelaufen“, sagt Tom.

„Gib einen Schluck, Bess.“ Sie entkorkt die Flasche, und er trinkt und hält das Steuer mit einer Hand.

Vor uns tauchen ein paar ebenerdige Häuser auf: eine Tankstelle, zwei Restaurants, ein Hotel für Automobilisten. Jim hält an. „Wollen wir einen kippen, Buddy?“

„Natürlich, Jim“, sagt Tom.

Wir sitzen an der Bar. Jim gießt einen nach dem andern runter, und Bess sieht zu und sagt kein Wort. Und ich denke immerfort nach, meine Gedanken gehn im Kreis: soll ich weiter mitfahren oder nicht, und immer sehe ich den weißen Hund vor mir und sein vertrauensvolles Gesicht. Wenn Jim uns alle so ins Jenseits chauffiert? Aber mit dem Bus komme ich nie beizeiten nach Hause.

„Zahlen!“ sagt Jim. Tom zahlt, wir gehen zum Wagen. Ich will grad herauswürgen, daß ich hierbleibe, da setzt sich Tom ans Steuer: „Zeit, daß ich auch was arbeite.“ Wir fahren los, und ich lehne mich zurück und spiele mit der Mieze. Jetzt kommen die ersten Berge, braun und kahl und gekrönt von Felsenschlössern, die oben flach sind wie ein Tisch – es ist wie zu Hause. Da, über dem trockenen Cañon wächst der erste Saguarokaktus, gerade und hoch wie ein Baum, und mein Herz schlägt laut – jetzt spür' ich's, daß ich nach Hause komme. Heut nacht noch werde ich die alten Holzstufen zu der Veranda hinauflaufen, unser Hund wird mir entgegenspringen.

„Du warst also auch in Süul, Tom, damals, als wir's wieder genommen hatten?“ Jim wendet sich zu Bess. „Da war ein Hügel, am Stadtrand, daneben waren die Quartiere der Engländer. Da haben die Südkoreaner jede Nacht Leute erschossen, Zivilisten aus Süul – alte Männer, Frauen, Kinder, ganze Haufen.“

„Kinder?“ fragt Bess.

„Kinder. Zehn, zwölf Jahre. Jede Nacht. Einmal hab' ich's gesehen, da war so ein kleiner Kerl in blauen Hosen, ich seh' ihn noch mit dem schwarzen glatten Haar und den Schlitzaugen, der hat sich den Arm vors Gesicht gehalten, als sie anlegten. Die Engländer haben Krach geschlagen, und auch wir haben schließlich Krach geschlagen, aber das hat gar nichts genutzt. Bis dann die Tommies mit dem Gewehr hingegangen sind und ihnen gesagt haben, was passiert, wenn sie nicht aufhören. Dann haben sie aufgehört.“

„Auf diesem Hügel“, sagt Tom.

„Auf diesem Hügel.“

„Und die auf der andern Seite?“ fragt Bess. „Haben die auch solche Sachen gemacht?“

Von der Schleife zum Skeleton

Schon Steinzeitmenschen fuhren Schlitten

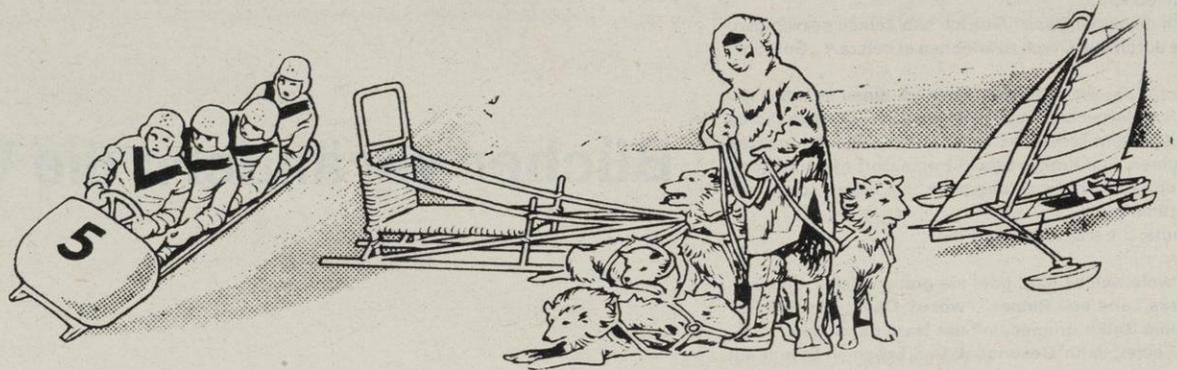
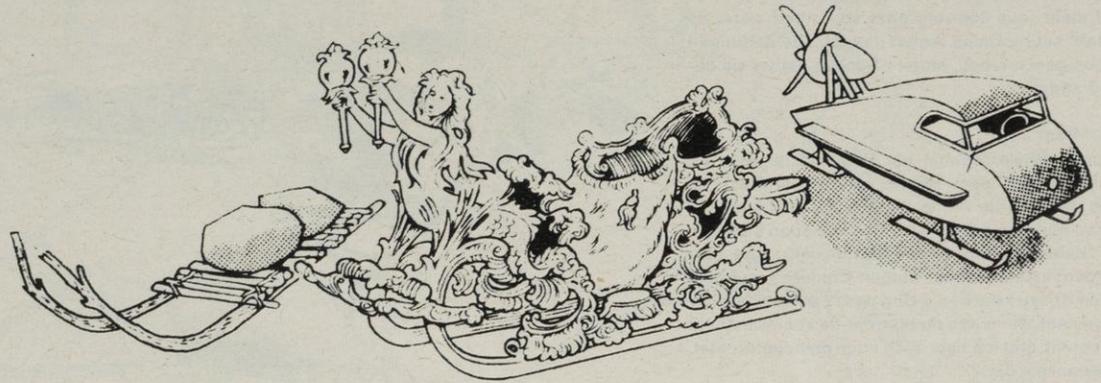
Wenn die ersten Schneeflocken zur Erde wirbeln, Feld und Wald in winterliches Weiß hüllend, kommt die herrliche Rodelzeit. In leichtem, schwerlosem Gleiten, ja fast Schweben, trägt uns dieses Gefährt dahin – seit Jahrtausenden! Ja, der Schlitten ist die älteste Form des Beförderungsmittels. Schon die Steinzeitmenschen vor 10000 Jahren kannten ihn. Er war da, bevor das Rad erfunden wurde.

Freilich war der Schlitten damals noch recht primitiv. Zwei kräftige, gebogene Baumäste bildeten die Kufen, die durch querliegende Äste verbunden waren. Diese sogenannte Schleife diente auch ohne Schnee zum Transport selbst schwerster Lasten. Mit den Prunkschlitten des Barock oder Rokoko hat der Vorgänger aus der Steinzeit nur noch das Prinzip gleitender Kufen gemeinsam. Der kunstvoll gearbeitete Schlittenkasten war mit reichem Schnitzwerk versehen. Oft erhielt der ganze Schlitten die Form eines plastischen Tieres, dessen ausgehöhlter Körper als Sitz diente. Zu Anfang wurden meist nur Tiere gewählt, deren Schnelligkeit berühmt war: z. B. Pferd, Hirsch usw. Die Technik von heute hat dem ältesten Fahrzeug der Menschen auch jetzt noch einen wichtigen Platz in Forschung und Sport zugedacht. Bei Pol-Expeditionen ist der von Polarhunden gezogene Schlitten immer noch unentbehrlich. Moderne Expeditionen verfügen bereits über Motorschlitten, die von einer Luftschraube vorwärtsgedrückt werden. Der Antrieb, ein Flugzeugmotor, ist dabei am Schlitteneinde in einem erhöhten Gestell angeordnet. Der Schlitten gleitet entweder auf kräftigen, skiförmigen Kufen oder der ganze Schlitterumpf dient als Gleitkörper. Neuartige Motorschlitten sind auch mit einem Raupenfahrwerk ausgerüstet, das wie beim Panzer vom Motor getrieben wird. Man plant sogar, raketentriebene Schlitten zur Versorgung von Polar-Expeditionen einzusetzen.

Absonderlich wirkt dagegen die Schlitten-„Technik“ der Eskimos: Wenn ein Eskimo eine Schlittenfahrt mit seinen Polarhunden unternimmt, schneidet er aus Walroßspeck dicke Streifen und läßt sie gefrieren; sie bilden die Kufen des Schlittens. Zur Erzielung einer glatten Fläche werden die Kufen mit Wasser „eingeschmiert“; es bildet sich Eis. Während der Fahrt muß er darauf achten, daß diese glatte Fläche erhalten bleibt; er muß also ständig nachschmieren. In Notzeiten oder wenn die Fahrt zu Ende ist, werden die Speck-Kufen aufgetaut und den Hunden als Nahrung vorgeworfen. Der windschnelle „Bob“ wurde von sportbegeisterten Engländern in der Schweiz entwickelt.

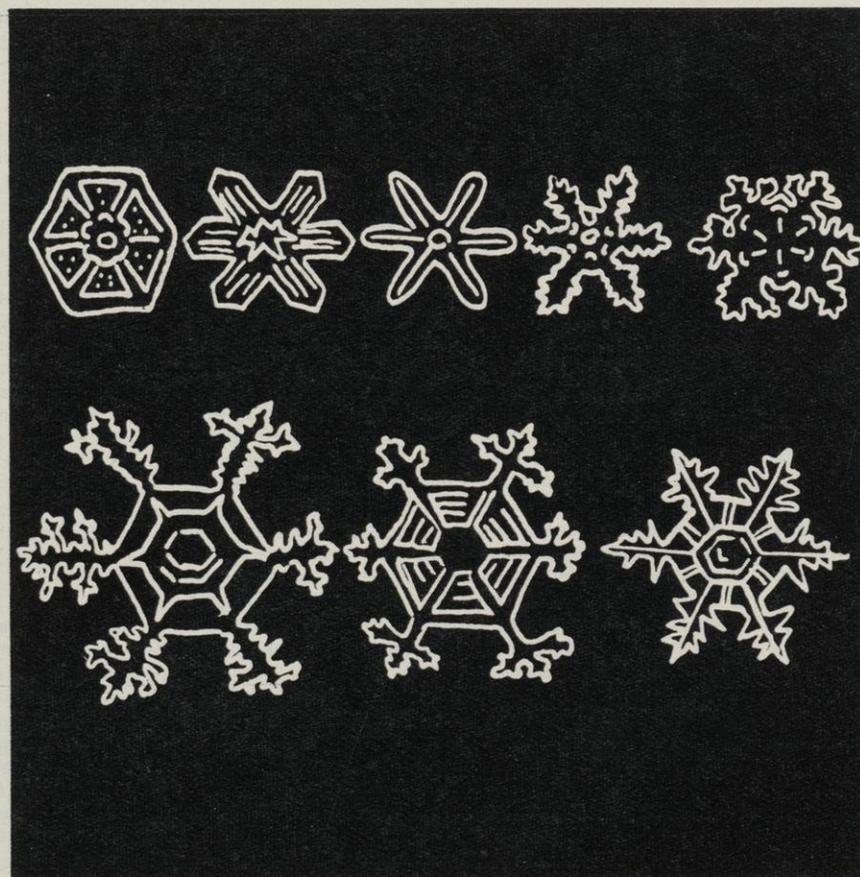
Daher auch der Name „Bobsleigh“. Es ist ein Sportschlitten, bei dem sich das vordere Kufengestell für die Lenkung schwenken läßt. Das hintere Kufengestell dagegen ist fest. Gelenkt wird er entweder mit Handrad oder durch ein Seil, das rechts und links am Vorderschlitten angebracht ist. Mit dem Bob werden Geschwindigkeiten erreicht, die die eines Schnellzuges übertreffen. Gefahren wird nicht auf Schnee, sondern auf völlig vereisten Bahnen. Auf den internationalen Wintersportplätzen werden solche Bahnen besonders hergerichtet, wobei die Gestaltung der Kurven eine Wissenschaft für sich ist. Früher wurde die „halbkreisförmige“ Kurve bevorzugt, heute die „ellipsoidförmige“. Geschwindigkeit ist beim Bob alles, deswegen hat man im Laufe der Jahre immer wieder versucht, den Kufen eine andere, eine noch bessere Form zu geben. Denn sie müssen einmal den gewaltigen Druck beim Kurvenfahren aufnehmen; zum anderen soll die Reibung zwischen Stahl und Eis möglichst gering sein. So entstanden die Stahlkufen, Kufen aus federndem Rundholz mit Stahleinlage, die „Eiskufen“ mit ovalem Querschnitt, und die Messerkufen mit scharfen, schmalen Stahlschienen. Neben dem Bob ist der Skeleton, bei dem der Fahrer liegt und mit Fuß und Körper lenkt, und der Segelschlitten, der mit Hilfe von Segeln über Eisflächen gleitet, in der großen Reihe der Sportschlitten sehr beliebt.

KHF



1000 auf ein Gramm

Das Wunder der glitzernden Kristalle



Jede Schneeflocke ist ein Meisterwerk der Natur

Im Mittelalter, als man noch nicht wußte, wovon Schnee entsteht, erfand man zur Stillung des Wissensdurstes der Kinder das Märchen von der Frau Holle, die ihre Betten ausschüttelt. Noch im Jahr 1510, so berichtet ein Lehrbuch aus dieser Zeit, wurde Schnee als Dampf bezeichnet, denn wie „gerupfte Wolle“ zusammengefröhen sees. Obwohl die Schneeflocke auch heute noch viele Geheimnisse in sich birgt, weiß man doch schon mehr über sie als in der Zeit, da Schnee als „gerupfte Wolle“ angesehen wurde. Die Glattheit einer Schneeflocke ist das Werk eines Augenblickes. Um die trostlose Schwärze der Winterlandschaft in eine glitzernde Schneelandschaft zu verwandeln, braucht die Natur nur ein Sinken der Temperatur unter 0 Grad Celsius. Außerdem müssen in der Luft eine bestimmte Menge des unsichtbaren Wasserdampfes und ein winziger fester Körper, ein Staubteilchen, vorhanden sein. Durch elektromagnetische Kräfte vermutlich ballen sich alsdann mehrere Tausend solcher Kristalle zu einer Schneeflocke zusammen. Im allgemeinen fallen die Flocken um so größer aus, je höher die Temperaturen in der Zone ihrer Entstehung waren. Ihre Fallgeschwindigkeit beträgt etwa drei bis vier Meter in der Minute und ist natürlich von der Größe abhängig. Das Gewicht einer Flocke ist um so verschwindend gering, denn nur 1/850 ihres Inhaltes besteht aus Masse, der Rest ist Luft. Etwa tausend Kristalle gehen auf ein Gramm. Am meisten schneit es bei Temperaturen zwischen 4 Grad Kälte und 4 Grad Wärme und innerhalb dieses Bereiches besonders aus.

Feuer am Eis

Kanadische Eishockeygeschichten



Ein moderner Ritter! Kanadische Eishockeyspieler sind bekannt für ihre raue Sitten. Unser Bild (links) zeigt den als gefährlichen Torjäger bekannten Stürmer Bud Berenson.



Wie ein Düsenjägerpilot wirkt der nur 1,60 Meter große kanadische Stürmer Wayne Brown. Wie hart es in Kanada zugeht, beweist die Tatsache, daß er beim Spiel sämtliche Vorderzähne eingebüßt hat. (Fotos: Horstmüller)

ebig zwischen 0 und 1 Grad Wärme. Im Juli 1958 wurden jedoch in Breslau und Husum bei 13 und 16 Grad Wärme Schneeflocken gesehen. Bei großer Kälte ist die Luft zum Schneiden zu trocken, bei Temperaturen unter Grad gibt es kaum mehr Schnee. Lediglich den Polargebieten kommt noch bei minus Grad der sogenannte „Diamantschnee“ vor. Das sind Flocken, die sich aus besonders reinen Schneekristallen bilden und ihrer Einheit wegen eine entsprechend größere Fallgeschwindigkeit haben. In „arktischen Intern“, wie 1929 und 1940, konnte man auch bei uns diesen „Polarschnee“ aus klarem, hellem Himmel fallen sehen.

eben diesen winzigen Flocken weiß man von großen „Ballen“ zu berichten, die zur Erde herabfielen. Es sind Flocken erwähnt, die einen Durchmesser von zwölf Zentimeter hatten (1895), und Indianer erzählen, daß sie 1887 im Nordwesten der Vereinigten Staaten solche von 38 Zentimeter Länge gesehen hätten.

Jede Schneeflocke ist ein Wunder der Natur, ein nach harmonischen Prinzipien gestaltetes Meisterwerk an Schönheit und Präzision. Keines gleicht dem anderen. Viele Tausende verschiedener Schneekristalle hat man schon untersucht und aufgezeichnet, aber keines war genauso wie das andere. Es wird Millionen von Formen geben, aber allen liegt das regelmäßige Sechseck zugrunde. Zu sechseckigen Säulen und Plättchen formt sich das Wasser beim Erstarren, beim Kristallisieren. In der Waschküche der Wolken wachsen sie aus winzigen Anfängen, von einem Kristallisationszentrum ausgehend, weiter und weiter, immer nach dem Gestaltungsplan des Sechsecks. Fallen die Schneeflocken auf ihrem Weg zur Erde durch trockene Luftschichten hindurch, verdampfen sie teilweise wieder, werden kleiner. Immer aber bewahren sie eine sechseckige Gestalt. Ihr vermag der Kenner den ganzen Lebensweg des zarten Gebildes abzulesen, das auf einer warmen Hand im Nu in nichts zergeht.

Schnee ist seit je her der Inbegriff des Reinen, Weißen. In Wirklichkeit aber ist er gar nicht weiß, wenigstens nicht, wenn er entsteht. Die einzelnen Kristalle sind bei ihrer Bildung glasklar. Erst wenn sie sich zu Flocken zusammengefunden haben und dicht beieinander anlagern, reflektieren sie das auffallende Licht nach allen Richtungen, und unsere Augen empfinden dieses Glitzern und Blinken als weiß. Nicht die reinweiße Farbe. Dieses für unsere Augen so unverträglich Glitzern des Schnees in der Sonne ist aber eine ganz wichtige Eigenschaft des „Wintermantels“ unserer Erde. Der Schnee spiegelt die Sonne zurück und schützt die Erde doch so selbst vor dem Schmelzen. Unter der schützenden Schneedecke bleibt der Boden relativ warm, wie unter einem Daunennest. Der Schnee des Inneren unseres Planeten aufsteigende Wärmeströme staut sich unter dem lockeren, schneeliegenden „Schnee-Schaum“. So ist es natürlich, daß man Bodentemperaturen von 20 Grad 2 Grad unter dem Schnee beobachtet, während die Luft darüber mit 20 Grad Kälte ein wenigstrich! Nicht nur die Wintersaaten, auch die Winterblüher, Stauden und Frühlingsknäuel profitieren von dieser Klimaanlage der Atmosphäre.

Schneur Abbildung: Schweizer Forscher beobachten dichteten den Lebensweg einer Schneeflocke. Die Form beginnt links als einfacher Sechsstern und wandert in einer Niederschlagswolke zur Erde. Auf dem Weg zu uns fällt die Flocke durch die Luftschichten und schmilzt etwas ab. Am Schluß gewinnt sie in einer tieferen Wolke wieder an Masse und gelangt als großer, stoffreicher Stern zu uns.

Anno 1895 fand auf einem kleinen, gefrorenen See des Buckingham Palace das erste Eishockeyspiel, das jemals in England vor sich ging, statt. Aus Kanada zurückgekehrte Offiziere maßen mit einem Palastteam, das von ihnen geschult worden war, die Kräfte. Wer diese Begegnung gewann, ist heute nicht mehr bekannt. Doch der Mannschaft des Palastteam gehörten zwei Männer an, die später auf dem Königsthron saßen – der damalige Prince of Wales (der spätere König Edward VII.) und der Duke of York, der als George V. Geschichte machte.

Vergilte Chroniken berichten, daß die Anfänge des kanadischen Nationalsportes auf das Jahr 1879 zurückgehen. Doch erst neun Jahre später fand in der Universitätsstadt Kingston ein Match statt, in dem sich zwei richtige Teams in vollem Dreß gegenüberstanden. Das Spiel zwischen den Studenten der Universität und den Kadetten des Royal Military College wurde von den – Zivilisten gewonnen ...

Lord Stanley of Preston, Generalgouverneur von Kanada, war einer der ersten Förderer des Sportes. Da sich auf dem Grund seiner Residenz Raum für einen Eislaufplatz befand und er gerne Eishockeymatches sah, ermunterte er seine Adjutanten, den Sport zu huldigen. Dieses Team nannte sich seltsamerweise „The Rebels“ (Die Rebellen), trug brandrote Hemden und forderte oft die Teams von Ottawa heraus. Lord Stanley stiftete auch im Jahre 1892 einen großen Cup – den Stanley Cup –, dessen Sieger als Nordamerikas bestes Eishockeyteam gilt.

Kanadas prominentester Eishockeyspieler der Gegenwart ist Maurice Richard aus Montreal, der wegen seiner unerhörten Schnelligkeit den Beinamen „The Rocket“ (Die Rakete) trägt und mit der Bezeichnung „Feuer am Eis“ charakterisiert wurde. Richard trägt den Dreß der „Canadiens“. Als er in der Spielzeit von 1952/1953 den Rekord als Schützenkönig aller Zeiten aufstellte und sein 325. Tor schoß, wurde der Puck der jungen Königin Elisabeth gesandt. Der Dichter William Faulkner, ein amerikanischer Nobelpreisträger, schrieb einmal, Maurice Richard habe die schnelle Agilität einer Schlange. Torontos Maple Leafs, die mit den Montrealern um die Hegemonie im kanadischen Eishockeysport kämpfen, boten einmal die riesige Summe von 135000 Dollar für Maurice Richard. Ein amerikanischer Verein bot als Ablöse Richards Gewicht in Gold an – doch beide Angebote wurden natürlich abgewiesen.

Heute wie einst ist Eishockey die große Leidenschaft der Kanadier. Eishockeyromane werden Bestseller, und dramatische Biographien berühmter Eishockeystars gehören zu den bevorzugten Rundfunkprogrammen. Jede Woche

werden die Spiele der führenden Teams von den Fernsehsendern übertragen. Und auch Anekdotenbücher über Eishockey und Eishockeyspieler sind fast immer eines Erfolges sicher. Allerdings – wer gerne ein Stammsitzabonnement für Torontos Maple Leaf Gardens kaufen will, um die Leafs spielen zu sehen, muß etwa fünf Jahre warten, ehe er die Erfüllung dieses Wunsches erlebt.

Alle Spiele der Maple Leafs am heimatlichen Eis werden gefilmt, denn viel kann gelernt werden, wenn die Spieler nachher Gelegenheit haben, sich selbst – und etwaige Fehler – auf der Leinwand zu sehen. Außerdem besteht natürlich auch die günstige Gelegenheit, die Spielweise der Gegner in aller Ruhe zu studieren.

Interessant ist auch das „Uhrensystem“ von Maple Leaf Gardens. Für jeden am Eis befindlichen Spieler der Maple Leafs gibt es eine besondere Uhr, mittels welcher festgestellt wird, wie lange jeder Spieler am Eis war. Derart ist es auch möglich zu eruieren, wer spielte, während Tore geschossen oder „eingesteckt“ wurden. Diese Aufschlüsse werden berücksichtigt, wenn es zur Neuunterzeichnung der Spielerverträge kommt.

So groß ist die Beliebtheit der prominentesten Eishockeystars, daß eine Reihe von ihnen als Abgeordnete im Bundesparlament wirkten. Ihr Berühmtester war Lionel Conacher, auf dessen Anregung Kanada vor einigen Jahren die erste Sportbriefmarke – die natürlich einen Eishockeyspieler zeigte – herausgab. Interessanterweise kommen die besten Eishockeystöcke der Welt – so behaupten die Kanadier – aus dem von Deutschen begründeten Ort Breslau in der Provinz Ontario. Zwei Fabriken beschäftigen sich hier mit der Erzeugung der „Sticks“. Das größere der beiden Werke hat eine Tagesproduktion von dreitausend Stöcken.

Kanadische Eishockeymannschaften sind reich an markanten Persönlichkeiten, doch kaum einer war interessanter als Harry Mummery aus Toronto. Er brillierte nicht nur am Eis, sondern stellte auch als Heizer im Dienste der Eisenbahn seinen Mann. Mummery war wegen seines Appetits berühmt. Wenn er, noch in seiner Eisenbahneruniform, kurz vor Spielbeginn eintraf, hatte er oft ein zwei Kilo schweres Steak bei sich. Er zog sich seinen Dreß an, nahm eine Kohlschaufel, spülte sie unter der Wasserleitung ab, gab das Steak darauf und schob nun Schaufel und Steak in den Ofen. Nachdem er das derart gebratene Fleisch verzehrt hatte, zog er sich die Schlittschuhe an, lief auf das Eis und war gewöhnlich einer der besten Spieler.

Eine der „klassischen“ Episoden des kanadischen Eishockeysportes ereignete sich vor Jahren in der Stadt Belleville. Damals prallte ein Puck von der Torstange ab, doch derart, daß die eine Hälfte (damals verwendete man noch zwei zusammengeklebte Gummistücke) in dem Corner, die andere aber im Goal landete. Das richtige Verdikt des Schiedsrichters aber lautete: „Kein Tor.“

Doch auch dramatische Episoden sind nicht rar. Heute noch unvergessen ist das Cupfinale zwischen den Montreal Maroons und den Toronto Maple Leafs. Torhüter der Montrealer war Alec Connell, der lange schon den Höhepunkt seiner Karriere hinter sich hatte. Zwei Jahre vorher hatte ihn seine Mannschaft, das Team von Ottawa, verabschiedet. Dies kränkte Connell, und er hängte seine Schlittschuhe an den Nagel. Doch als die Maroons einen Torhüter benötigten, wandten sie sich an ihn – und er folgte ihrem Ruf. Und er war es in der Meinung aller, der den Cup für Montreal gewann! Doch als das Spielende kam und die Besiegten den Siegern gratulierten, gab es einen, der nicht in den Jubel einstimme. Es war Alec Connell, der allein bei dem Netz stand, das er mit so viel Bravour und Geschick verteidigt hatte. Und weinte.

Doch kanadische Eishockeyspieler können nur dann in der Spitzenklasse reüssieren, wenn sie furchtlos sind und keinem Zusammenstoß ausweichen. Ted Lindsay, der berühmte Flügel und Goalgetter, ist ein Beispiel dafür. Er hat die Gestalt eines schwächlichen Beamten, doch ein Reporter schrieb über ihn: „Sein Gesicht sieht aus, als ob er in ein Bad gesprungen wäre, das voll Glasscherben war.“

Kanadische Eishockeystars sind die Vorbilder der Jugend. Stars vom Format eines Maurice Richard haben ein Jahreseinkommen von 40000 Dollar. Doch die Suche nach neuen Talenten geht unermüdlich vor sich. Jede der Spitzenmannschaften beschäftigt „Scouts“ (Talentsucher), die durch das Land reisen und nach jungen Talenten Ausschau halten. Sehen sie einen Jungen, der Starmaterial zu werden verspricht, zücken sie ihre Füllfedern und bieten dem Vater des Burschen einen Vertrag an, der oft die kühnsten Erwartungen übertrifft.

In Europa gehören die Kanadier seit Jahren zu den bevorzugten Eishockeytrainern. Sie sind „Missionare“ eines Sportes, der von ihrer Heimat aus die Welt eroberte. Ihr Ziel ist das gegnerische Tor, ihre Ambition der Sieg am Eis ...

Walter Jelen, Toronto

Über allem stand das „Spukschloß“

Ein Rückblick auf das Filmjahr 1960

Zwei Wochen vor dem Jahreswechsel lief in einer westdeutschen Großstadt der Film „Das Spukschloß im Spessart“ an. Kurz vor der ersten Vorführung dieses erfreulichen Lustspiels nahm mich der Geschäftsführer des Kinos beiseite und sagte mit der Miene eines Mannes, der Wichtiges zu verkünden hat: „Eigentlich wollten wir ‚Das Spukschloß‘ jetzt noch gar nicht zeigen. Es sollte erst Anfang Januar 1961 auf den Markt kommen.“

„Und warum?“ fragte ich.
„Ja, sehen Sie, das ist nämlich so“, sagte der Geschäftsführer, „der Verleih wollte den Film genau zu dem Zeitpunkt einsetzen, an dem das 2. Fernsehprogramm beginnen sollte, also am 1. Januar. ‚Das Spukschloß‘ und noch einige andere gute Filme wie ‚Der letzte Zeuge‘ und ‚Der Gauner und der liebe Gott‘ sollten die Leute vom Bildschirm weg ins Kino locken. Sie waren als Torpedos gegen das 2. Programm gedacht.“

Nun, dieses schwache, wiewohl von einer sorgfältigen Disposition zeugende Manöver der deutschen Filmwirtschaft gegen das Fernsehen fand nicht statt. Nach dem Karlsruher Verdikt mußte die Freie Fernseh GmbH ihren Bestand an „Konserven“ wieder einkellern und Kurt Hoffmanns fideler Filmspuk konnte noch im alten Jahr auf die Leinwand. Damit wurde dem Kinogänger zur Weihnachtszeit der vielleicht beste deutsche Lustspielfilm der Nachkriegszeit beschert.

Ich halte das „Spukschloß im Spessart“ überhaupt für den schönsten Film, der 1960 in Deutschland gedreht wurde. Er ist geistreich. Er hat Witz. Er hat jenen feinen lebenswürdigen Humor, der dem Deutschen so selten gelingt. Seine Pointen sind ausgefeilt und seine mutigen Parodien auf die Bundeswehr und den

Bundesbürger, auf die getarnten NS-Scherger unter uns, auf die versnobte Gesellschaft um Onassis und die Callas sind allerbestes Kabarett. Trotz gewisser vordergründiger Posen gleitet dieser Film nie in die Bereiche jener fatalen Situationskomik ab, aus denen unsere durchschnittlichen Lustspielregisseure gemeinhin eine Art Schabernack schöpfen, dessen unverwechselbare Kennzeichen die lange Unterhose und der Dickwanst im Petty-coat sind.

Die Arrangeure gehobener Kurzweil, wie Helmut Käutner mit „Ein Glas Wasser“ oder Axel von Ambesser mit „Der brave Soldat Schwejik“, erreichten im ganzen doch nie die Qualität des Hoffmann-Schwanks. Das gleiche gilt für anspruchsvoll angelegte, im Effekt jedoch nur zweitrangige Kommödienversuche wie „Heldinnen“ und „Frau Warrens Gewerbe“.

Was blühte uns sonst im Jahr 1960 auf dem weiten Feld der Filmunterhaltung? Vorwiegend der üppige Unsinn! Der Schlagerfilm hatte Großesatz und wuchs zur Serie an. Alles was in Deutschland vorm Mikrofon schon einmal ein Liedchen getrallert hatte, wurde hurtig ins Atelier geschafft und durfte nun, inmitten einer notdürftigen Handlung und umsprungen vom lächelnden „Hintergrundballett“, die karge Stimme erheben. Jimmy Makulis, Jan und Kjeld, Nina und Frederik, Vivi Bach, Helga Sommerfeld, Rex Gildo und wie sie alle heißen, gaben sich singend und springend ein Stelldichein in vielen endlosen Schlagerparaden. Innerhalb dieser Schnulzensparte gibt es eine Spezies, die sorgfältiger gebastelt ist und eine genauere Untersuchung verdient: der Freddy-

Quinn-Film. Freddy, ein kleiner dunkler Mann, um dessen genauso dunkle Herkunft die Manager einen Kranz reicher Legenden geflochten haben, ist Deutschlands Schlagersänger Nr.1. Seine Weisen von Heimatlosigkeit, Heimweh und Einsamkeit kreisen auf Millionen bundesdeutscher Plattenteller, seine Filme gelten in der Branche als zugkräftige Lokomotiven. 1960 gab es zwei Freddy-Filme: „Freddy und die Melodie der Nacht“ und „Weit ist der Weg“. Wer sie gesehen hat, versteht sofort, warum sich die Besucher zur Kasse drängeln, wenn der Name Freddy über dem Kinoportal aufleuchtet.

Er ist der Troubadour der einsamen Seelen. Seine Filme spekulieren mit dem Heimweh der Heimatvertriebenen genauso wie mit dem Mutterkomplex Lieschen Müllers und dem Fernweh des kleinen Mannes, der einmal im Leben den ewigen Schreibtisch verlassen und „mit einem weißen Schiff nach Hongkong“ fahren möchte. Freddy – das ist der arme, große Junge, der unentwegt Gutes tut, der in dieser bösen Welt von bösen Menschen herumgestoßen wird und unter fremden Sternen mit melancholischem Lächeln seine Einsamkeit besingt. („Heimatlos sind viele auf der Welt, heimatlos und einsam wie ich“, heißt eine seiner Liedzeilen.) Freddy trifft haargenau das deutsche Gemüt; er ist der einzige legitime Ersatz, den die Herren der hiesigen Traumfabriken für die Förster in den nicht mehr zugkräftigen Heimatfilmen gefunden haben.

1960 gab es keine „Brücke“. In der Kategorie der Zeit- und Problemfilme überwog das Mittelmaß. Einzige Ausnahme: Wolfgang Staudte

„Kirmes“, ein sehr aggressiver Film, in dem ein engagierter Regisseur die „unbewältigte Verkläglichkeit“ ans Tageslicht holt und uns wüßend klarmacht, wie satt und saumselig wir waren und wieder geworden sind und wie gleichgültig wir uns verhalten gegenüber den Mördern der Nazi-Ära, die immer noch unter uns sind. Staudte, der Provokateur, schlägt da nicht bei manchmal daneben. Seine Angriffe sind oft falsch angelegt, seine Beispiele zuweilen unwahrscheinlich. „Kirmes“ ist ein Film, der bei grundständiger Gesinnung die sorgfältige Gestaltung fehlte.

Das gilt auch für den besten Film, der 1960 kam, für die Verfilmung des Bühnenstücks „Philemon und Baucis“ von Leopold Ahlsen, die der Verleih mit dem scheußlichen Titel „Am Galgen hängt die Liebe“ versah. Der Gewissenskonflikt, in den ein altes Ehepaar in mitten eines grausamen Krieges gerät, sein hoffnungsloses Bemühen um Moral und Humanität wurden von dem jungen Regisseur Edwin Zbonek überzeugend ins Bild gesetzt. Mit der Einschränkung freilich auch hier, daß im Muster der Fabel manche falsche und schwache Farbe sichtbar wurde.

Mit dem Stichwort „Zeitkritik“ oder „Gesellschaftskritik“ gingen auch die beiden Streifen „Die zornigen jungen Männer“ und „Brücke des Schicksals“ hausieren. In der Tat faßten sie mit dem Jahrgang 22 und gewissen persönlichen Erscheinungen innerhalb der Sensationspresse „heiße Eisen“ an. Aber die Regisseure verbrannten sich dabei die Finger. Sie verfälschten die Wirklichkeit, lancierten ihr wichtiges Thema jeweils lärmend in die Nähe der ungläubwürdigen Kolportage. Einen guten Zeitfilm, den man ohne Einschränkungen loben



önnte, gab es 1960 nicht. Vielleicht füllen
Helmut Käutners „Schwarzer Kies“ oder Bern-
hard Wickis „Das Wunder des Malachias“ im
nächsten Jahr diese Lücke.

Die besten Filme des vergangenen Jahres
namen ohne Zweifel aus Frankreich. Hätte ich
die Möglichkeit, einen goldenen Preis für den
künstlerisch bedeutendsten Film des Jahres
emiru verleihen, ich würde ihn ohne Bedenken
e Verlain Resnais für „Hiroshima, mon amour“
ns wüberreichen. Ein makelloser Film mit einem
lig wijanz neuen, richtungweisenden Stil!
d wieviel Klassen unter ihm rangieren drei Arbei-
er denen aus der Werkstatt der „neuen Welle“:
unte Soddards „Außer Atem“, Tuffauts „Schieß
agt daicht auf den Pianisten“ und de Brocas
e sin „Liebesspiele“. Alle Filme – so unterschiedlich
weileman sie auch beurteilen mag – bestätigen die
n, de Rabanten der „neuen Welle“ als Männer mit
sorgphantasie, die mit der Kamera zu zaubern ver-
stehen und respektlos die Schablonen der
seherkömmlichen Filmmache beiseite räumten.
ich zu der Handvoll ausgezeichnete Filme, die ich
innen 1960 sah, gehören noch Lubitschs meisterhafte
epopol Komödie „Sein oder Nichtsein“, Bergmans
lichen „Jungfrauenquelle“, mit Einschränkungen Billy
h. De Wilders „Das Appartement“ und das italie-
napanische Lustspiel „Diebe haben es schwer“.
t, sei Ein dürftiges Filmjahr, das nur wenige Licht-
Hülicke ins Lichtspielhaus brachte. Dafür gab
isseles um so mehr düstere Schattenseiten. Nur
esetzungen verzeichne ich den Boykott, den die
r, da deutschen Filmleute gegen Wolfgang Neuss'
e un „Kellerkinder“ nur deshalb verhängten, weil
er ursprünglich für das Fernsehen produziert
Gese worden war. Und noch weniger gern erinnere
treife ich mich an Curd Jürgens, der als Wernher
Brücke von Braun mit blauem Blick zu den Sternen
faßte spähte und dem deutschen V1-Pionier ein
n perdröhnendes Denkmal setzte. Oder an die hehre
tionss Heldenschmonzette „Unter zehn Flaggen“, die
isseur uns den Krieg als faires Spiel und harte
ve Männersache vorführte und von der Filmbewer-
wichtungsstelle sogar mit dem Prädikat „wertvoll“
ne de ausgezeichnet wurde. Doch schweigen wir
gute besser darüber.
lobe Christian Eck



Szene aus „Philemon und Baucis“

Filmsplitter

Filmmuseum in Hollywood

Das langgeplante Filmmuseum in Hollywood wird nun von einem amerikanischen Produzenten eingerichtet. Sol Lesser, so heißt der fleißige Mann, hat schon viele historische Filmsachen zusammengetragen. Besonders scharf ist Mr. Lesser auf alte Stummfilmkopien, die er in dem Museum nicht nur in den Glaskasten legen, sondern auch vorführen will.

UNESCO-Pläne

Die UNESCO ist von Österreich veranlaßt worden, eine internationale Einrichtung zu gründen, die wertvolle alte Filme mit verfallener Lizenz in einem Archiv sammelt.

9. Woche des guten Films

Ein Berliner Jugendamt veranstaltete die 9. Woche des guten Films. An dieser Veranstaltung beteiligten sich 763 Kinder, 3554 Jugendliche und 467 Erwachsene. Etwa 62 v. H. der Besucher nahmen an der Filmbewertung teil. Folgende Ergebnisse wurden verzeichnet. Als besten Film wählte man „Laßt mich leben“, dicht gefolgt von „Sein oder Nichtsein“ und „Orfeu Negro“. Weitere Filme in der Reihenfolge der Wahl: „Zorniges Schweigen“, „Jakobowsky und der Oberst“ und „Tod eines Radfahrers“.

Jetzt auch sonntags

Die Einwohner von Toronto (Kanada) forderten mittels einer Volksabstimmung die Öffnung der Kinosonntage an Sonntagen. Dieses wurde ihnen auch gewährt. Die Gewerkschaft der Filmvorführer regte zu dieser Abstimmung des Volkes an. Dadurch, daß die Kinos sonntags geöffnet sind, rechnen die Filmvorführer mit mehr Einkommen und mehr Arbeitsplätzen.

Geschafft

Der junge Schauspieler Helmut Griem wurde über Nacht von den Städtischen Bühnen Köln weg für zwei Filmhauptrollen in „Fabrik der Offiziere“ und „Bis ans Ende aller Tage“ verpflichtet. Der junge Hamburger, der übrigens dem Verband der Kriegsdienstverweigerer angehört, wollte ursprünglich Journalist werden. Als Mitglied eines Studentenkabarets, bei dem er sich das Studium verdiente, wurde er fürs Theater entdeckt. Helmut gab seine Journalistenpläne auf und wurde Schauspieler. Er brauchte es nicht zu bereuen. Heute gilt er als einer der begabtesten Nachwuchsschauspieler des deutschen Theaters.

Nürnberger Prozeß

Nach langen Vorarbeiten haben jetzt die Dreharbeiten zu einem Film über den Nürnberger Prozeß begonnen. Unter der Regie von Stanley Kramer spielen Sir Laurence Olivier, Spencer Tracy und Maximilian Schell.

Erfahrung

Regisseur Frank Wisbar sagte, daß das Suchen nach geeigneten Filmstoffen sehr schwierig und zeitraubend sei. „Als ich in Hollywood arbeitete, hatten wir 18 Lektoren, die den ganzen Tag über Drehbücher prüften. In acht Jahren wurden von 35000 vorgelegten Manuskripten nur 320 ausgewählt und verfilmt.“

Nette Geste

Zum Gedenken des im Alter von 37 Jahren verstorbenen Filmstars Gérard Philipe gibt die französische Postverwaltung demnächst eine Briefmarke heraus, die das Bild des genialen Künstlers in seiner Glanzrolle als Cid trägt. Die Marke von Philipe ist die erste in einer Serie, die sich mit historischen Schauspielern Frankreichs befaßt.

Frisch gewagt ist halb gewonnen

Frankreichs Meisterregisseur André Cayatte dreht einen Film über das Leben von Chessman. Seit dies bekannt wurde, erreichen den Regisseur täglich Drohbriefe aus den USA. Trotzdem wird er bald nach Amerika reisen, um die Unterlagen des Prozesses kennenzulernen.

Wenn das so weitergeht...

Nach Daniele Delorme hat jetzt auch Oscar-Gewinnerin Simone Signoret Auftrittsverbot im französischen Funk und Fernsehen. Sie hat sich, wie Daniele, öffentlich für ein unabhängiges Algerien bekannt.

H. P.

Zum Gedenken an Richard Wright

Können wir uns vorstellen, was es bedeutet, als Schwarzer im Staate Mississippi geboren zu werden? Richard Wright, der dort am 4. September 1908 zur Welt kam, sagte darüber in einem Interview, das er im August 1960, kurz vor seinem unerwarteten Tode, einem Mitarbeiter von „L'Express“ gab:

„Der Mississippi ist nichts anderes als ein ungeheures schwarzes Getto, ein ungeheures Gefängnis, in dem die Weißen die Wächter und die Schwarzen die Gefangenen sind. Der Schwarze, der in diesem Getto geboren wird und dort bleibt, ist von der Wiege bis zum Grabe ein rassistisch Verfehmter.“

Richard Wright ist nicht dort geblieben: Er ist aus dem Staate Mississippi fortgegangen und später aus den Vereinigten Staaten (nach Paris), um als Freier zu leben und vor allem, um für die Freiheit und Menschenwürde seiner schwarzen Brüder und Schwestern kämpfen zu können. Die Waffe dieses Kampfes war seine Feder.

In seinem autobiographischen Buch „Black Boy“ (das deutsch, nicht gerade glücklich, „Ich Negerjunge“ heißt) hat er die Geschichte seiner Kindheit und Jugend erzählt. Auch für denjenigen, der sich mit dem Negerproblem der Vereinigten Staaten einigermaßen vertraut glaubte, zerriß mit der Lektüre dieses Buches ein Schleier, der trotz all unserem Wissen jene unmenschlichen Beziehungen zwischen schwarzen und weißen Bürgern des gleichen Landes vor unseren Augen verhüllte. Drückende materielle Not, völlige Verständnislosigkeit und Roheit einer bigotten, sektiererischen Umgebung, unüberwindliche Hindernisse beim Bemühen um die Erringung der Wissensgrundlagen – all dies lastete auf einem Knaben (und auf wie vielen anderen!),

dessen Sensibilität ebenso stark ausgeprägt war wie seine Eigenart und seine Entschlossenheit, dennoch seinen Weg zu gehen. Daß ein Mensch unter solchen Bedingungen überhaupt zu dem Punkt hinaufgelangen kann, den der Mensch und Dichter und Forscher Richard Wright erreichte, das ist tröstlich und auf-rüttelnd zugleich.

Aber die Bedeutung von Richard Wrights Büchern ist nicht ausgeschöpft, wenn wir auf ihren autobiographischen Charakter und auf ihren Beitrag zum Kampf um die Negerbefreiung hinweisen. Was Wright von seinem ersten Buch an (und später in „Onkel Toms Kinder“ und „Der schwarze Traum“, seinem letzten Roman) zu diesem Problem zu sagen hatte, das ist deshalb so ungewöhnlich wichtig und erregend, weil es uns vor allem die Zerstörung bloßlegt, die das Verhalten der Weißen in den Seelen und Charakteren der Schwarzen anrichtet: Der Unterdrückte wird – von Ausnahmen abgesehen – in seiner Substanz verwundet, ja zerstört; das gilt (wir wissen es viel zu wenig) auch sonst für unterdrückte Völker und unterdrückte soziale Schichten. Und das gleiche, abgewandelt, widerfährt dem Unterdrückter; in diesem Sinne zitiert Wright das Wort Abraham Lincolns: „Ich möchte kein Sklave – aber ebensovienig ein Herr sein.“

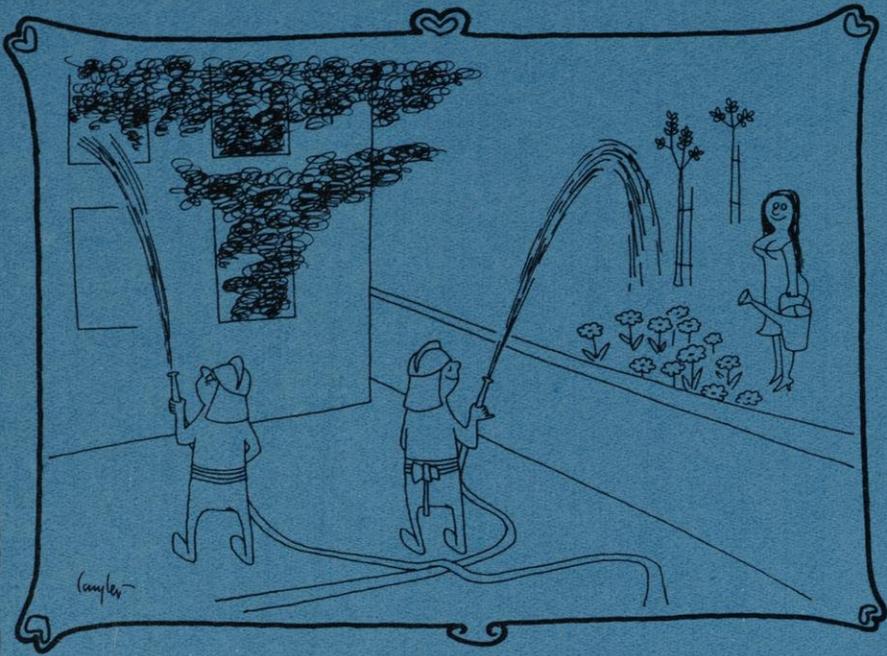
Wurde Wright ein Sklave des Rassenproblems? Keineswegs! Jemand hat gesagt: „Die Farbe ist mein Vaterland.“ Wright erwidert: „Nein, die Farbe ist nicht mein Vaterland. Ich bin ein menschliches Wesen, bevor ich Amerikaner und bevor ich ein Schwarzer bin. Wenn ich über Rassenprobleme schreibe, so weiß ich, daß sie existieren ohne meine Zustimmung – und ich schreibe darüber, um sie

aus der Welt schaffen zu helfen.“ Darum fühlte sich Wright als der Bruder aller Armen, Leidenden, Unterdrückten, Verfolgten. Darum ging er ins innerste Afrika (1954, als die Befreiung noch in weiter Ferne schien) und beschrieb in seinem Buch „Schwarze Macht“ (das ich für das bei weitem wichtigste aller Afrika-Bücher halte), was den Seelen der afrikanischen Menschen angetan worden war. Und in flammenden Worten rief er Kwame Nkrumah zu: „Sie wissen genau, daß Politik allein für Afrika nicht genügt. Lassen Sie in Ihrer Bewegung die Feuer der Leidenschaft nicht erlöschen. Schaffen Sie so etwas wie eine weltliche Religion. Und mit Feuer und Schwert jagen Sie alle Opportunisten aus den Reihen Ihrer Partei!“

Ebenso suchte Wright (der zu reisen und zu beobachten verstand, wie nur ganz wenige) in Spanien die verwundete Seele des unterdrückten Volkes und schrieb darüber in seinem großartigen Buch „Heidnisches Spanien“. Und sinngemäß hieß das Thema eines Vortrages, den er 1959 in Hamburg hielt und der jetzt im Druck erscheint: „Die psychologische Situation unterdrückter Völker“. Die Zerstörung der menschlichen Seelen durch Unterdrückung: das war wohl das zentrale Thema im Denken und Schaffen dieses großen Menschen und Dichters. Daß Richard Wright im Dezember 1960, erst 52 Jahre alt, von uns gegangen ist, bedeutet einen unersetzlichen Verlust – wieviel hätte er uns noch zu sagen gehabt! Aber es bleiben uns seine Bücher, mit denen wir uns immer wieder auseinandersetzen können, um unsere Zeit und unsere Verpflichtung tiefer zu erfassen und besser zu verstehen.

Walter Fabian

Canzler



"notre dame"

